1,30 DM / Band 61

Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

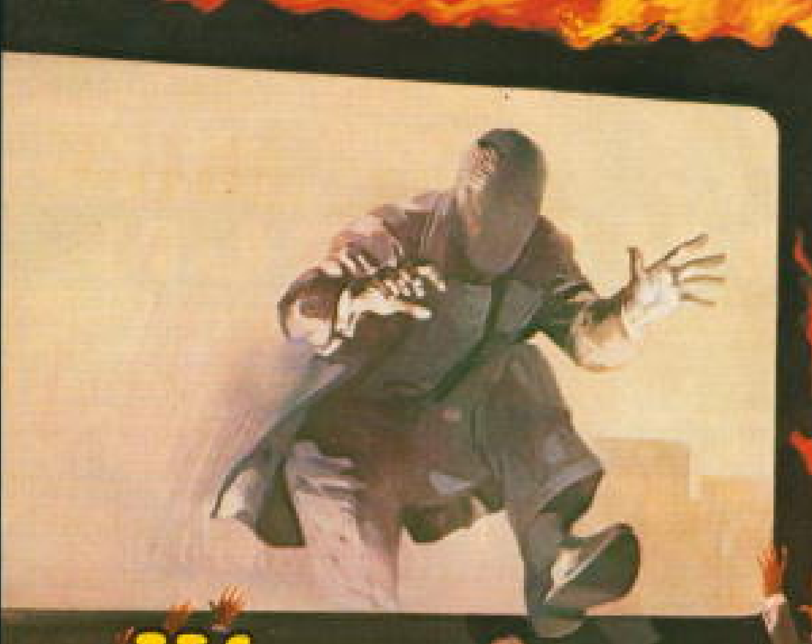
BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Kino des Schreckens



Kino des Schreckens

John Sinclair Nr. 61

von Jason Dark

erschienen am 04.09.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Kino des Schreckens

Das kleine Mädchen lief auf das Monster zu und lächelte. »Ich bin da.«

Das Monster nickte. Sein Zyklopenauge glühte. Nebel wirbelte fahrig um seine Gestalt. Von irgendwoher tönte seine Stimme. »Dir wird nichts geschehen, Kleine, denn du bist die Garantie. Aber die anderen, die noch kommen, sind verloren.« Das Mädchen nickte, obwohl es nicht verstand, was das Monster meinte.

Auch wir begriffen lange Zeit nichts. Bis wir auf der Suche nach Sukos Freundin Shao das Dimensionstor durchbrachen und im Land der Verlorenen landeten…

Die nackte Angst peitschte ihn voran!

Ted Summer taumelte durch die schmale Straße. Er hatte die Hände halb vors Gesicht geschlagen und sie dabei gespreizt. Schweiß sickerte durch seine Finger, seine Knie waren weich wie Pudding, und über seinen Körper jagten regelrechte Fieberschauer.

Ted Summer hatte das Grauen gesehen!

Für ihn war es jetzt noch unbegreiflich, aber die Tatsachen sprachen dafür.

Linda war weg.

Linda May, seine Freundin, seine Geliebte - sein Alles.

Man hatte sie geholt.

Schwer atmend blieb Summer stehen. Er musste einfach eine Pause einlegen, das Laufen hatte ihn zu sehr angestrengt. Schlimm quälten ihn die Seitenstiche. Seine Lungen arbeiteten wie Blasebälge.

Ted Summer stand kurz vor dem Zusammenbruch.

Wie ein Betrunkener näherte er sich torkelnd der abgeblätterten Fassade einer Hauswand und lehnte sich dagegen. Schwer rang er nach Atem. Sein Puls raste. Unnatürlich weit drangen die Augen aus den Höhlen. Das dunkle Haar klebte ihm schweißnass in der Stirn. Der Magen schien in die Kehle zu steigen und verursachte ein Würgen.

Ein Wagen fuhr durch die Straße.

Der Mann wandte den Kopf. Er schaute in das blendende Licht der beiden grellen Kreise und blickte schnell zu Boden. Er hatte nicht mehr die Kraft, sich zu verstecken. Wenn sie ihn jetzt holten, dann war es ihm egal. Er würde keinen Widerstand mehr leisten, er war gar nicht dazu in der Lage.

Der Wagen fuhr vorbei.

Summer konnte sich nicht mehr freuen. Er war zu müde.

Allmählich ebbte die Schwäche ab. Seine Kräfte kehrten zurück. Doch die Angst blieb.

Wieder dachte er an Linda, und wieder stieg das heiße Würgen in seiner Kehle hoch. Er konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten.

Zu schrecklich war alles gewesen.

Er ging weiter.

Schwerfällig wie ein alter Mann. Seine Füße schlurften über den Boden. Er schaffte es kaum noch, sie anzuheben.

»Polizei«, murmelte er, »ich muss zur Polizei…«

Aber er war nicht mehr in der Lage, diesen Gedanken auch in die Tat umzusetzen.

Und wer würde ihm glauben?

Ted schüttelte den Kopf. Nein, das musste er allein durchstehen. Ihm konnte keiner helfen. Weg aus London, hinaus aufs Land, wo er niemanden sah und wo auch keiner Fragen stellte.

Doch Linda blieb verschwunden.

Und es würden Fragen auftauchen. Und man würde ihn finden. Bestimmt sogar. War es dann nicht besser, wenn er mit den Polizisten redete? Wenn er alles sagte. Von Anfang an erzählte?

Die Begegnung mit der Polizei kam früher, als er erwartete. Er hatte in Gedanken versunken eine Straßenkreuzung erreicht und stieß plötzlich mit den beiden Bobbys zusammen.

»He, wen haben wir denn da«, sagte der Größere der beiden und hielt Ted Summer fest, bevor dieser an ihm vorbeiwischen konnte.

Summer blieb stehen.

Der Bobby hatte einen harten Griff. Er zog den Mann so zu sich heran, dass er ihn genau ansehen konnte.

Aus einer Handbreit Entfernung starrten sie sich ins Gesicht. Der Bobby war schon einige Jahre im Streifendienst tätig. Er wollte keinen anderen Posten, denn hier hatte er Kontakt mit den Menschen, erlebte immer etwas Neues und konnte sich um die großen und kleinen Probleme der Leute kümmern.

Er war zu einem Menschenkenner geworden.

Und bei Ted Summer sah er sofort, daß mit ihm etwas nicht stimmte. Dieser Mann hatte Angst.

»Bitte, Sir«, stammelte Ted, »lassen Sie mich. Ich…«

Der Bobby schüttelte den Kopf. »Nichts da, Mister. Mit Ihnen stimmt doch etwas nicht.«

»Ich – ich…«

»Also, was ist los?« Der Bobby machte seinem Kollegen ein Zeichen.

Der verstand und lief schon auf den Streifenwagen zu, der einige Schritte entfernt mit abgeblendeten Lichtern parkte. »Ich schätze, Sie haben uns einiges zu berichten.«

»Was sollte ich…?«

»Ja, ja, schon gut.« Der Polizist brachte Ted Summer zum Wagen.

Sein Kollege hatte schon die Tür aufgestoßen. »Hier redet es sich viel gemütlicher, Mister.«

Ted Summer wurde in das Fahrzeug bugsiert. Die Tür knallte ins Schloß.

»So, nun erzählen Sie mal«, lächelte der großgewachsene Bobby.

Ted holte tief Luft. »Sie ist weg«, sagte er.

»Wer ist weg?«

»Linda.«

»Okay, und wer ist Linda?«

»Meine Freundin, Sir. Ich war – nein, wir waren zusammen im Kino. In einem schrecklichen Film. Einem Horror-Schocker. ›Blutige Nächte‹ lautete der Titel.«

Ted schwieg und schluckte.

»Und dann?« fragte der Bobby und grinste. »Dann haben Sie sich bestimmt verkracht, und Ihre Freundin ist Ihnen abgehauen. Sie sind

ihr hinterhergerannt und wollten sie zurückholen. Dabei sind Sie uns in die Arme gelaufen. So war es doch – oder?«

»Nein, so war es nicht.«

Die Bobbys schauten sich an. »Sind Sie überfallen worden? Mister? Hat man Sie zusammengeschlagen? Was ist? Reden Sie? Weshalb sind Sie so gelaufen? Vor wem haben Sie Angst?«

»Vor dem Skelett«, flüsterte Ted.

»Wie bitte? Ich habe nicht verstanden?«

»Schon gut, Sir. Es – es ist mir nur so herausgerutscht. Glauben Sie mir.«

Da war Ted Summer aber an den Falschen geraten. Wenn dieser Bobby sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann focht er es auch durch. Da ging er jedem Detail nach. Daß hier etwas nicht stimmte, sagte ihm sein Gefühl.

Und hier roch er förmlich, daß es sich um eine faule Sache handelte. Der Mann war nicht normal. Er reagierte auch nicht wie jemand, der überfallen worden war, eher wie einer, der aus der Anstalt entwichen war.

Ja, ein Verrückter.

»Was war im Kino, Mister?« fragte der Bobby beinahe sanft.

»Sie haben sie geholt.«

»Wer hat sie geholt?«

»Die Monster. Sie waren auf einmal da. Erst nur auf der Leinwand, wissen Sie. Es war ja ein Film.« Ted Summer hob den Kopf. In seinen Augen lag ein irres Funkeln. Seine Hände fanden sich, und die Finger krampften sich ineinander. »Sie kamen!« stieß er abgehackt hervor. »Die Monster stiegen zu uns. Ich… ich…« Wild schüttelte er den Kopf, so daß die Haare flogen. »Sie haben sie mitgenommen. Geraubt. Der Film… alles ist wahr… das Böse ist da… es ist nah…«

Über den Kopf des Mannes hinweg trafen sich die Blicke der beiden Polizisten. Der Ältere schüttelte den Kopf, und sein Kollege nickte bestätigend.

Der Mann gehört in eine Irrenanstalt. Beide Bobbys dachten das gleiche.

»Fahr ab«, sagte der Ältere.

Sein Kollege setzte sich hinter das Lenkrad.

Als der Motor angelassen wurde, ruckte der Kopf Summers hoch. »Wo schaffen Sie mich hin?« flüsterte er.

»Dort wo Sie sicher sind, mein Bester.«

»Nein!« Die Stimme des Mannes zitterte. »Wir müssen ihr doch helfen. Wir müssen sie zurückholen. Bitte…«

»Ja, ja. Später, mein Lieber.« Der Bobby schüttelte den Kopf. Er glaubte den Erzählungen des jungen Mannes nicht und hielt ihn für geistesgestört.

Er irrte…

***

Draußen hatte es ein heftiges Gewitter gegeben, aber das störte mich nicht. Es war Freitag, und vor mir lag das Wochenende. Ich kam vom Dienst, schleuderte die Schuhe von den Füßen, ging zum Kühlschrank und nahm mir eine Flasche Bier.

Es zischte, als das kalte Getränk ins Glas rann. Das war Musik in meinen Ohren. Ich wartete, bis sich eine kleine Schaumkrone gebildet hatte, setzte das Glas an die Lippen und trank in langen Schlucken.

Das tat gut.

Mit dem Glas in der Hand schritt ich durch die Wohnung, stellte im Vorbeigehen das Radio ein und trat ans Fenster.

Die Gewitterfront hatte sich verzogen. Sie war in Richtung Westen gewandert, dem Meer entgegen. Über London lag wieder ein strahlend blauer Sommerhimmel. Wir befanden uns mitten in der ersten Hitzeperiode des Jahres, und die Hitze nistete mittlerweile auch in den Wohnungen der Häuser.

Was ich am Wochenende machte, das wußte ich noch nicht. Aber es würde irgend etwas mit Wasser zu tun haben. Ich konnte an die Küste fahren und Jane Collins mitnehmen. Ich würde sie später anrufen, da sie – das wußte ich – noch nicht zu Hause war. Sie hatte einen Versicherungsfall am Hals, der sie ziemlich in Anspruch nahm, jedenfalls hatte sie während der Woche nur einmal angerufen.

Die Conollys waren auch verreist, und Suko hatte mit seiner neuen Freundin Shao alle Hände voll zu tun. Das Girl hatte doch einige Schwierigkeiten, sich in London einzuleben, obwohl sich Suko mit ihr viel Mühe gab.

Beim zweiten Zug war das Glas leer. Ich wischte mir den Schaum von den Lippen und goß noch einmal nach. Der Feierabendschluck war wirklich eine Wohltat.

Im Bad wartete die Dusche auf mich. Ich zog meine verschwitzte Kleidung vom Körper und stellte mich unter die eiskalten Strahlen. Sie hämmerten förmlich auf meine Haut, die langsam eine krebsrote Farbe annahm.

Ich genoß es, unter der Dusche zu stehen, seifte mich ein und spülte meine Haut dann wieder ab.

Plötzlich schellte es.

Es war zum Heulen.

Ich stellte die Dusche ab, wickelte mir ein Handtuch um die Hüften und schritt zur Tür. Zum Glück besaß die Tür ein Guckloch, und ich peilte hindurch.

Im Flur stand Shao.

Das war ein Ding.

Ich öffnete.
Die Chinesin lächelte mich an. Sie trug ein grünes Sommerkleid, das figurbetont geschnitten war und hatte die langen Haare hochgesteckt. In den schrägstehenden Mandelaugen blitzte es, als sie meinen Aufzug sah.
»Ich stand gerade unter der Dusche«, erklärte ich. »Komm rein.«
Shao schritt an mir vorbei. Sie hatte einen sagenhaften Gang. Er war nicht provozierend, aber schön anzusehen.
Suko hatte eine verdammt gute Wahl getroffen. Und dabei wollte Shao ihn damals umbringen.[1] Aber das war vergessen.
Ich schloß die Tür. Shao hatte es sich schon in einem Sessel bequem gemacht.
»Wo ist Suko?« fragte ich.
»Unten in der Garage. Er putzt seine Maschine.«
Ich nickte. »Möchtest du was trinken?«
»Nein, danke.« Shao schüttelte den Kopf. Sie legte ihre langen Finger gegeneinander. Die Nägel waren grün lackiert, passend zur Farbe des Kleides. »Eigentlich wollten wir dich heute abend einladen, John.«
»Und wohin?«
»Ins Kino.«
»Ehrlich?«
»Ja.« Sie lächelte. »Suko und ich wollten uns einen Film ansehen. Und da du ja nichts besonderes vor hast, dachten wir, gehen wir zu dritt. Hinterher können wir dann ja noch chinesisch essen gehen. Wird bestimmt ein netter Abend.«
Ich wiegte den Kopf. »Nicht schlecht der Vorschlag.«
»Du gehst also mit?«
»Wie heißt denn der Film?«
»Blutige Nächte.«
»Krimi oder Horror?«
»Horror.«
Das paßte mir gar nicht. Ich habe beruflich soviel mit Horror zu tun, daß ich nicht scharf darauf war, mir noch einen Gruselfilm anzusehen.
Shao sah mir an, daß ich nicht vor Begeisterung platzte. »Du hast also Lust?«
»Wer ist denn von euch beiden auf die Idee gekommen?«
»Ich.«
»Und Suko war einverstanden?« wunderte ich mich.
»Warum nicht.«
Warum auch nicht. Da hatte sie schon recht. Und Suko war verliebt. Da wirft man so manche Vorsätze über Bord, wenn es einen mal gepackt hat. Ich konnte ihn verstehen. Aber ich hatte keine Lust, mir den Schinken anzuschauen. Das chinesische Essen nachher, das war schon etwas anderes.

Das sagte ich Shao auch.

»Okay«, erwiderte sie. »Wie machen wir es dann? Holst du uns vom Kino ab?«

»Meinetwegen. Wir können uns nach der Vorstellung treffen.«

»Na fantastisch.« Sie lächelte.

»Wo wird denn der Schinken gespielt?«

Shaos Gesicht zeigte einen erstaunten Ausdruck. »Das weißt du nicht, John? Der Film ist doch Tagesgespräch in London. ›Blutige Nächte, ein Schocker für Nervenstarke.‹ Die Zeitungen überschlagen sich. Den Film sollte sich niemand allein ansehen, so lauten die Slogans. Da ist schon was los.«

»Ja, das glaube ich dir gerne. Aber du mußt verstehen, daß ich keine Lust habe, mir noch einen gespielten Horror anzuschauen.«

»Klar. Der Film läuft übrigens im Odeon.«

»In welchem?« Ich fragte bewußt, denn bei uns in London gibt es zahlreiche Filmtheater mit diesem Namen.

»Das in der Noel Street.«

»Soho.«

»Ja.«

»Okay, ich komme. Wann ist die Vorstellung zu Ende?«

Shao erhob sich. »Um zwanzig Uhr fängt sie an. Dann sei mal gegen zweiundzwanzig Uhr da.«

»Abgemacht.«

Shao tippte mir gegen die nackte Brust, auf der noch ein paar Wassertropfen perlten. »Und jetzt zieh dich an, sonst denken die Leute noch wer weiß was.«

»Danke für den Rat.«

Shao lächelte und ging. Sie war in der letzten Zeit viel selbständiger geworden. Vielleicht fühlte sie sich in London jetzt doch wohler. Es war ihr zu gönnen.

Ich streifte bequeme Kleidung über. Ins Kino gehen wollte ich nun doch nicht. Und vor allen Dingen nicht in einen Horrorfilm.

Obwohl ein chinesisches Essen auf der Liste stand, wollte ich noch einen Bissen zu mir nehmen. Im Kühlschrank fand ich eine Büchse mit Corned Beef, öffnete sie und aß ein paar Scheiben Toast dazu. Das ganze spülte ich mit Kaffee hinunter.

Ein richtiges Junggesellenmahl. Aber es schmeckte. Das war die Hauptsache.

Und dann klingelte das Telefon.

Plötzlich meldete sich der kleine Mann im Ohr. John, das gibt Ärger.

Ich überlegte, ob ich abheben sollte, entschied mich dann dafür und meldete mich nach dem fünften Läuten mit einem forschen: »Sinclair!«

»Oberinspektor Sinclair?« Die Stimme des Anrufers klang sehr förmlich.

»Ja, der bin ich.«
»Mein Name ist Sergeant Walcott. Revier Soho. Entschuldigen Sie die Störung, Sir, aber ihr Vorgesetzter, Superintendent Powell, hat mich an Sie verwiesen.«
Ich nickte höflich. Wie konnte es auch anders sein. »Und worum dreht es sich, Sergeant?«
»Es geht um einen Untersuchungsgefangenen, den wir in der vergangenen Nacht aufgelesen haben. Wir dachten zuerst, es sei ein Verrückter aus der Klinik entwichen, doch diesbezügliche Nachforschungen stellten sich als negativ heraus.«
»Alles gut und schön, Sergeant, aber was habe ich mit der Sache zu tun?«
»Nun, der Mann redete dauernd von Monstern und einem Schwarzen Tod. Außerdem von Skeletten…«
»Sergeant!« unterbrach ich ihn.
»Sir?«
»Auf welcher Dienststelle sitzen Sie?«
Er gab mir die Anschrift durch.
»Okay, ich bin spätestens in einer halben Stunde bei Ihnen. Und geben Sie auf den Mann acht.«
»Sehr wohl, Sir. Und vielen Dank.«
Ich hatte schon aufgelegt. Der Sergeant hatte einen Namen erwähnt, der mich elektrisierte.
Der Schwarze Tod!
Er war mein Erzfeind Nummer eins. Und sobald ich nur einen Hinweis auf ihn oder auf eine Aktivität seinerseits erfuhr, war ich am Ball. Dieser Erzdämon und die rechte Hand des Satans hatte mir schon verflucht viel Ärger bereitet. Er war darauf programmiert, die Welt zu unterjochen und die Menschheit in seine Gewalt zu bekommen.
Fünf Minuten später war ich abfahrbereit.
Suko wohnte nebenan.
Ich schellte dort, aber niemand öffnete. Er und Shao waren schon weg.
Da war nichts zu ändern. Das chinesische Essen mußte wohl ausfallen. Allerdings ahnte ich zu dieser Stunde noch nicht, wie sehr plötzlich die Ereignisse ineinandergriffen und zu einem grauenvollen Drama anwuchsen.

***

»Da scheint wahrhaftig was los zu sein«, sagte Shao und deutete nach vorn.
Suko hatte seine Maschine abgestellt und gesichert. Jetzt hob er den Kopf.
Shao hatte recht. Vor dem Kino drängte sich eine Menschenmenge.

Die Reklame leuchtete rot auf und übergoß die Zuschauer mit einem blutig fahlen Schein. Es waren zahlreiche Jugendliche gekommen.
Blutige Nächte zog.
Suko schlenderte mit Shao Hand in Hand näher. Sie waren schon ein seltsames Paar. Beide hatten sich umgezogen und in Leder gekleidet. Suko in schwarzes, Shao in rotes. Dieses Leder machte die Chinesin ungeheuer sexy, und das fand nicht nur Suko, sondern auch einige Rocker.
Sie pöbelten Shao an.
Suko und Shao ließen sie gewähren. Der Chinese wollte keine Schlägerei. Er war hergekommen, um sich zu amüsieren.
Sie reihten sich in die Schlange der Wartenden ein.
»Hätten doch Karten vorbesorgen müssen«, meinte Shao und drängte sich an Suko, der beschützend seinen freien Arm um sie legte. In der anderen Hand hielt er den Helm.
»Hinterher ist man immer schlauer.«
Es ging nur langsam vorwärts. Shao hatte schon Angst, daß das Kino ausverkauft sein würde, bevor sie an die Reihe kamen. Vor ihnen befand sich ein Pärchen, das schon zum drittenmal den Film besuchte. Und die Frau hatte noch immer Angst.
Sie erzählte von einigen Szenen, die Suko nur ein müdes Grinsen entlockten, bei Shao jedoch Schauer verursachten.
»Ich glaube, der Film wird schlimm«, flüsterte sie Suko zu.
Der Chinese hob die Achseln.
Die Frau, die so viel erzählte, hatte die Worte ebenfalls vernommen. Sie drehte sich um. »Und ob der schlimm wird, Miß. Mein Mann und ich gehen bereits zum drittenmal in die Vorstellung. Ich kann Ihnen sagen, wenn dieser…«
»Emma, bitte!« fiel der Mann ihr ins Wort.
Sie kicherte. »Sorry. Hätte ich Ihnen doch bald die Spannung genommen.«
Suko zeigte seine Zähne. »Das macht doch nichts, Gnädigste.«
Die Frau grinste wie das berühmte Honigkuchenpferd.
Shao und Suko waren der Kasse inzwischen näher gekommen. Sie standen bereits unterdacht. Die Werbeleute hatten sich etwas einfallen lassen. Wo früher kahle Wände gähnten, hingen nun Plakate. Die grellen Farben sprangen dem Betrachter richtig in die Augen.
Es waren bewußt keine Bilder ausgestellt. Man warb mit reißerischen Texten in der Art: Kommen Sie – und erleben Sie den Horror-Film des Jahres.
Suko grinste, als er Shaos Gesicht sah. »Noch kannst du es dir überlegen.«
»Nein.«
»Wie du willst.«

Suko wunderte sich sowieso über seine Freundin. Sie hatte die Idee gehabt, in diesen Film zu gehen. Wie sie darauf gekommen war, wußte Suko nicht. Wahrscheinlich hatte die Werbung sie animiert.

Der Chinese wollte Shao natürlich nicht allein ins Kino lassen, aber mich hatten sie nicht dazu überreden können.

Nur noch wenige Leute waren vor ihnen.

»Welche Reihe nehmen wir?« fragte Suko. Es war immerhin ihr erster gemeinsamer Kinobesuch.

»Ziemlich weit hinten.«

Suko wiegte den Kopf. »Wenn wir da noch Karten bekommen.«

Sie hauchte ihm einen Kuß auf die Wange. »Du wirst es schon schaffen.«

Auf Sukos Gesicht ging die Sonne auf.

Zwei Minuten später war er tatsächlich an der Reihe. Er brauchte nur den Kopf zu heben und sah Schilder mit der Aufschrift ausverkauft leuchten.

Nur noch die ersten fünf Reihen waren frei.

»Zweimal Reihe fünf«, sagte Suko.

Die magere Frau in dem Kassenhäuschen grinste mit trockenen Lippen. »Es ist nur noch Reihe eins zu haben.«

»Dann geben Sie mir die«, sagte Suko.

Die Frau riß zwei Karten ab und Suko zahlte einen stolzen Preis, denn der Eintritt war erhöht worden. Wegen Überlänge, hieß es.

Mehrere Glastüren markierten den Kinoeingang. Vier breite Steinstufen führten zu ihnen hinauf. Nur ein Türflügel stand offen. Ein dicker schwitzender Mann riß die Karten ab, bedachte Shao mit einem langen Blick aus seinen Schweineäuglein und reichte Suko und das Mädchen weiter an eine pferdeschwänzige Platzanweiserin, die vor ihnen bis zum Eingang des Kinosaals hertänzelte und dann sagte: »Reihe eins.«

»Das hätten wir sogar ohne Ihre Hilfe gewußt«, erwiderte der Chinese trocken.

Die Platzanweiserin war schon wieder weg.

Zum Glück hatte der Film noch nicht begonnen. Es war so hell, daß Suko und Shao sich gut zurechtfanden, während eine Diawerbung über die Leinwand flimmerte.

Sie schritten den schrägen Seitengang hinunter. Ein Rocker legte provozierend seine Beine in den Gang, und Shao wäre fast darüber gestolpert, hätte Suko sie im letzten Augenblick nicht festgehalten.

Der Rocker grinste. Ein bleiches Milchgesicht leuchtete dem Chinesen entgegen. »Ich habe deine Puppe lieber liegend«, behauptete er und behielt das Grinsen bei.

»Wenn ich dir jetzt die Antwort gebe, die dir zusteht, vergehe ich mich an Kindern«, erwiderte Suko. »Deshalb lasse ich es bleiben. Und

nun sei friedlich, Bruder.«

Suko und Shao gingen weiter, als wäre nichts gewesen.

»Diese Rockerplage nimmt langsam ziemliche Mißstände an«, beschwerte sich Shao.

»Wenn die Kerle zu frech werden, kriegen sie eins aufs Maul«, sagte Suko.

Sie hatten inzwischen die erste Reihe erreicht. Als sie zu ihren Plätzen schritten, warfen die Köpfe Schatten auf die verhältnismäßig große Leinwand. Suko drückte Shaos Sitzfläche nach unten und ließ sie Platz nehmen.

Die Diawerbung war beendet, und es folgte das Vorprogramm. Ein Kulturfilm, den niemand interessierte. Pfiffe gellten durch das Kino, als irgendein Professor über die alten Römer sprach.

Inzwischen waren auch die letzten Plätze in der ersten Reihe besetzt. Die Platzanweiserin schloß beide Türen zum Vorraum hin. Jetzt stand einer Aufführung des Horror-Films nichts mehr im Wege.

Suko rutschte in seinem Sitz vor und machte die Beine lang. Immer würde er sowieso nicht auf die Leinwand schauen, denn dann bekam er irgendwann Genickstarre.

Drei Gongschläge kündeten den Beginn des Hauptfilms an. Suko wußte aus der Werbung, daß nun niemand mehr das Kino betreten durfte. Es wurde wirklich spannend gemacht.

Langsam teilte sich der Vorhang. Suko und Shao spürten den Luftzug, als er zur Seite glitt. Die verstaubten, künstlichen Blumenblätter am Rand der Bühne zitterten. Shao faßte nach Sukos Arm. »Es geht los«, raunte sie.

Der Chinese nickte nur.

Suko war nicht so recht bei der Sache. Ihn störte etwas. Er wußte nicht genau, was es war, aber irgendwie hatte sich die Luft verändert. Okay, in einem gefüllten Kino ist die Luft nie gut, aber diesmal hatte sie einen Beigeschmack.

Leicht süßlich.

Wie Blut…

Suko räusperte sich. Auf der Leinwand erschien ein riesiger Blutfleck, der plötzlich zerplatzte und zu einer Schrift wurde.

BLUTIGE NÄCHTE.

Dann setzte die Musik ein. Schrill, disharmonisch und ungeheuer mächtig. Schon jetzt schraken die meisten Zuschauer zusammen. Ein junges Mädchen schrie auf. Shao umklammerte Sukos Arm.

Die Chinesin hatte sich in den letzten Wochen sehr geändert. Nichts mehr war von ihrer damaligen Härte zurückgeblieben. In Hongkong hätte sie solch ein Film nicht berührt. Aber nun dachte sie europäischer, und sie fürchtete sich.

Suko konzentrierte sich nicht auf das Leinwandgeschehen, sondern

schaute sich um.
Shao saß rechts von ihm. Er blickte an ihr vorbei, sah bleiche Gesichter und weit aufgerissene Augen. Finger hatten sich um die Lehnen gekrallt.
Lippen zuckten. Mit offenem Mund saugten die Zuschauer die Luft ein.
Suko runzelte die Stirn. Er spürte auf einmal das leichte Schwindelgefühl, das ihn gepackt hielt.
Er stieß Shao an.
Sie reagierte nicht.
Erst beim zweiten, etwas heftigeren Anstoß wurde sie aufmerksam. »Was ist?« Sie drehte den Kopf, und Suko sah in ihren Augen einen seltsamen Glanz.
Er wurde nachdenklich. »Spürst du nichts?« fragte er.
»Was?«
Suko lächelte. »Schon gut.«
Mit dieser Antwort hatte er gelogen. Nichts war gut. Etwas stimmte hier nicht.
Nur – was?
Suko drehte sich auf dem Sitz. Er merkte, daß diese Bewegung ihm schwerfiel. Eine innere Stimme wollte ihn davon abhalten, doch der Chinese setzte seinen Willen durch.
Wieder schaute er in Gesichter.
Regungslos saßen die Menschen in ihren Sitzen. Wie Statuen. Sämtliche Köpfe waren erhoben, die Augen hatten sie auf die Leinwand gerichtet. Kein Flüstern, keine leisen Gespräche, wie das sonst üblich war – nur die starren, auf die Leinwand gerichteten Blicke.
Dort lief inzwischen der Vorspann aus.
Die Schrift verschwand.
Der Film begann.
Suko drehte sich wieder um. Auch er schaute jetzt hoch zur Leinwand. Die Musik war leiser geworden, aber sie klang noch immer schrill und disharmonisch, passend zu den filmischen Vorgängen.
Nebel, wie sollte es anders sein. Schemenhaft nur waren die alten Grabsteine zu erkennen. Eine Gestalt, die über den Friedhof schlich, die näherkam.
Ein Kind…
Ein Mädchen. Jung – nicht einmal zehn Jahre. Sie trug ein rotes Kleid, ein Kopftuch und helle Strümpfe. Das Mädchen sang. Glockenhell klang die Stimme.
Die Musik steigerte sich. Das Mädchen ging nichtsahnend weiter. Fröhlich sang sie zu der Melodie.
Doch das Grauen lag schon auf der Lauer. Hinter einem Grabstein

tauchte es auf.
Gierig – ein Monster…
Kameraschwenk. Man sah das Mädchen von vorn. Ein Lächeln umspielte den schmalen Mund. Wie ein Frosch hüpfte sie über ein flaches Grab. Irgendwo knisterte es.
Das Mädchen blieb stehen.
Schaute sich um.
Da weiteten sich ihre Augen. Entsetzen, Angst, Grauen – all diese Eigenschaften vereinigten sich in ihrem Blick. Noch sah der Zuschauer nicht, was das Mädchen entdeckt hatte, aber es mußte schlimm sein. Die Musik wurde zu einem regelrechten Inferno.
Suko schaute zur Seite.
Die Zuschauer waren gebannt.
Angespannt hockten sie auf ihren Sitzen, die Hände zu Fäusten geballt. Shao erging es nicht anders. Ihre Lippen bewegten sich, sie flüsterten unhörbare Worte.
»Shao!« Suko stieß das Mädchen an.
Sie reagierte nicht.
»Komm zu dir!« forderte er.
»Laß mich! Das Mädchen, es ist da – es lauert. Auch bei uns! Das Böse kommt, das Grauen ist nah…«
Abgehackt stieß Shao die Worte hervor, und Suko konnte ihr nicht einmal widersprechen. Auch er spürte den Odem der Angst. Wie ein schleichendes Gift machte er sich breit, erfüllte den Kinosaal, hüllte die Menschen ein, machte ihn zu seinen Gefangenen.
Grauenhaft…
Kamerastopp.
Dann ein Schwenk – Zeitlupe.
Jetzt sahen auch die Zuschauer, was das Mädchen zuvor entdeckt hatte. Ein peitschender Akkord.
Die Musik war gräßlich.
Ebenso gräßlich wie das Bild auf der großen Leinwand…

***

Ich fand vor der Polizeistation einen freien Parkplatz. Hier waren immer mehrere Parktaschen für Dienstfahrzeuge reserviert. Mein Bentley rollte in eine hinein.
In diesem Teil von Soho gab es nicht das totale Vergnügen. Hier überwogen die kleinen Geschäfte, Teestuben und Restaurants, sowie Pubs. Man trank hier ein Feierabendbier. Die Touristen bevölkerten die Gegend nur, wenn die Läden geöffnet hatten. Doch um diese Zeit waren die Shops schon geschlossen.
Das Revier lag in einem alten Backsteinbau. Auf dem Dach blitzte eine Antenne im letzten Licht der untergehenden Sonne. Die Strahlen

fielen schräg über die Stadt und verzauberten manch schmutzige Ecke in einen romantischen Winkel.

Die unteren Fenster waren vergittert. Außerdem bestanden die Scheiben zur Hälfte aus undurchsichtigem Glas.

Ich klopfte und öffnete sofort die Tür.

Ein großer Raum nahm mich auf. Durch Holzgitter war er in mehrere Teile getrennt. Eine lange Bank an der Wand roch noch nach Farbe. Zwei Streuner saßen dort und warteten darauf, abgeholt zu werden. Bei einem schaute der Flaschenhals aus der Rocktasche.

»Ich möchte einen Sergeant Walcott sprechen«, sagte ich und blieb vor einer Holzbarriere stehen. »Mein Name ist John Sinclair!«

Der grauhaarige Mann spritzte hinter seinem Schreibtisch hoch. »Ich bin Sergeant Walcott«, meldete er und wollte strammstehen, um zu grüßen.

»Lassen Sie den Quatsch«, sagte ich.

Der Penner hinter mir lachte. »Endlich ein normaler Bulle«, gluckste er.

Ich reichte dem Sergeant die Hand. »Wo finden wir denn unseren Freund?« fragte ich.

»Warten Sie, Sir!« Der Beamte hob eine Klappe und stand neben mir. Wir schritten durch den Gang an der Bank vorbei, wo mich der Penner anschielte. Sein Kollege war eingeschlafen.

Durch eine Eisentür gelangten wir in den Zellentrakt des Untersuchungsgefängnisses. Der Geruch von Bohnerwachs stach mir in die Nase. In dem Linoleum des Zellenbodens konnte man sich spiegeln.

Zur Verfügung standen drei Zellen. Richtige Käfige mit einem Bett, einem kleinen Hocker und einem Waschbecken als Einrichtung.

Nur eine Zelle war besetzt.

Ich schaute den Mann an.

»Das ist Ted Summer«, sagte der Sergeant.

Ich nickte nur.

Summer machte einen deprimierten Eindruck. Er saß auf dem Bett, seine Hände fuhren fahrig über die angewinkelten Knie. Das blauschwarze Haar war zerzaust, der Anzug zerknittert, die Haut fahl. Tief lagen die Augen in den Höhlen. Mißtrauen, aber auch Hoffnung glomm mir aus ihnen entgegen.

»Schließen Sie auf«, sagte ich zu meinem Begleiter.

Der Sergeant schaute mich an, sagte aber nichts. Schweigend holte er einen Schlüsselbund hervor und öffnete die Tür.

Ted Summer stand auf. Seine trockenen Lippen formten eine Frage. »Wer sind Sie?«

Ich lächelte. »Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard.«

Summer nickte.
»Setzen Sie sich doch wieder«, sagte ich und nahm auf einem Hocker Platz. Ich holte die Zigaretten hervor. »Rauchen Sie?«
»Ja.«
Ich gab auch eine Runde Feuer. Der Sergeant stand draußen im Gang vor der Zelle in Hab-acht-Stellung. Sollte er.
»Wie ich hörte, hatten Sie Schwierigkeiten, Mr. Summer?« begann ich die Befragung.
Er hustete trocken. »Schwierigkeiten ist gar kein Ausdruck. Diese dummen Ignoranten wollten mir kein Wort von dem glauben, was ich erlebt hatte.«
Walcott meldete sich. »Ich muß doch sehr bitten.«
»Ist aber wahr!«
»Beruhigen Sie sich, Mr. Summer. Ich bin gekommen, um Sie anzuhören.«
»Danke.« Er sog an der Zigarette. »Am besten fange ich ganz von vorn an. Wir waren im Kino, Linda und ich.«
»Wer ist Linda?«
»Meine Freundin, Linda Long. Schon seit Wochen läuft in Soho ein toller Gruselfilm. Blutige Nächte. Und da Linda für diese Filme schwärmt, bin ich mitgegangen. Wir saßen in der ersten Reihe. Es war schrecklich. Der Film ebenso wie die Ereignisse, die plötzlich von der Leinwand in den Kinoraum hineinprojeziert wurden. Die grauenhaften Gestalten kamen aus der Leinwand auf uns zu.«
»Sie haben da einen Namen erwähnt«, sagte ich. »Der Schwarze Tod.«
»Ja, so nannte sich jemand. Ein schwarzes Skelett mit leuchtend weißen Augen. Es griff auch in das Geschehen ein, kam in eine Nebelwolke gehüllt in den Zuschauerraum und packte Linda.«
»Was geschah mit ihr?«
»Sie wurde in die Leinwand gezogen und verschwand in einer Welt, die es normalerweise gar nicht gibt.«
»Dann ist der Film zu einer grausamen Realität geworden«, sagte ich.
»Genau, Sir.«
»Aber was haben die anderen Zuschauer gesagt?« fragte ich ihn. »Sie müssen doch etwas bemerkt haben?«
»Nein. Ich weiß auch nicht wieso. Vielleicht war es auch die Luft.«
»Welche Luft?«
»Die aus der Leinwand. Sie roch so komisch. Süßlich, irgendwie. Wie Blut«, flüsterte er.
Ich nickte. »Und was haben Sie gemacht?«
»Gerannt bin ich. Fluchtartig habe ich das Kino verlassen. Ich wollte Hilfe holen. Linda mußte doch befreit werden. Sie kann nicht in dieser Leinwand bleiben.«
»Nein, das geht auf keinen Fall.« Ich gab Ted Summer recht.

»Und was wollen Sie machen?« fragte er mich. »Sie – Sie glauben mir doch – oder?«

»Ja, ich glaube Ihnen. Hieß das Kino Odeon?«

Er nickte.

»Dann werde ich mich in diesem Schuppen einmal umsehen, Mr. Summer.«

»Was geschieht mit mir?« Er sprang auf und schaute mich hoffnungsvoll an.

Ich drehte den Kopf und wandte mich an den Sergeant. »Für mich besteht kein Grund, den Mann noch länger hier zu behalten«, sagte ich.

»Sehr wohl, Sir.«

»Dann entlassen Sie mich?« fragte Summer.

Der Sergeant nickte.

Summer atmete auf. »Vielleicht sehe ich Linda doch noch wieder«, schluchzte er.

Ich wünschte ihm jedenfalls viel Glück, obwohl ich seine Hoffnung nicht so recht teilen konnte.

»Ich begleite Sie noch hinaus«, sagte Walcott. »Wir regeln dann später alles, Mr. Summer.«

»Aber lassen Sie nicht zu lange auf sich warten.«

»Ja, ja.«

Auf dem Gang fragte mich der Sergeant. »Glauben Sie den Quatsch, den er da erzählt hat?«

»Ich glaube ihn nicht nur, ich halte ihn sogar für sehr wahrscheinlich.«

Der Sergeant wurde blaß. »Natürlich, Sir.«

Ich hatte keine Lust, dem Sergeant den Fall noch groß zu erklären, sondern sagte zum Abschied: »Sorgen Sie dafür, daß der Mann schnellstens entlassen wird.«

Dann war ich verschwunden. Was die uniformierten Kollegen über mich dachten, war mir egal.

Mich aber hatten Summers Worte elektrisiert. Dem Kino, von dem er geredet hatte, hätte ich an diesem Abend fast einen Besuch abgestattet und wäre damit mitten im Fall gewesen.

Jetzt saß mir wieder die Zeit im Nacken.

Aber Suko war da. Und damit ein Trumpf-As.

Daß diese Karte im Moment nicht stach, konnte ich wirklich nicht ahnen…

***

Blutbefleckte Pranken schoben sich von der Seite her ins Bild.

Das Mädchen schrie.

Durch die in Mode gekommene neue Tontechnik wurden die Schreie

noch mehrfach verstärkt und schnitten grell durch den Kinosaal.
Die Kleine floh.
Das Monster drehte sich.
Ein Aufstöhnen ging durch die Reihen der Zuschauer, als sie den grauen Riesen sahen.
Er hatte nur entfernt menschenähnliche Gestalt. Sein Körper schien von einem ewig wabernden Nebel umhüllt zu sein, aus dem sich nur hin und wieder festere Formen manifestierten, je nachdem, wie sich das Untier bewegte.
Wo der Kopf saß und eigentlich das Gesicht mit all seinen Attributen sein mußte, gloste dem Betrachter ein Auge entgegen, das dunkelgrün schimmerte.
Das Monster war ein Zyklop.
Die Kleine hatte inzwischen die Flucht ergriffen. Sie rannte so rasch sie ihre Beine tragen konnten, floh vor diesem entsetzten Abbild des Grauens, das sich umgewandt hatte und nun den entsetzten Zuschauern Angst und Schrecken einjagte.
Die Menschen saßen wie festgeleimt.
Auch Shao. Sie stand unter einer besonderen Spannung. Sie hatte den Oberkörper leicht vorgebeugt, saß dabei jedoch kerzengerade und stützte sich mit beiden Händen an den Sessellehnen ab.
Ihr Blick war starr auf die Leinwand fixiert.
Suko bemerkte es mit Grauen. Er bekam aber auch mit, daß sich die Luft immer mehr verschlechterte, und dann sah er den Grund.
Der Nebel, der im Film wogte oder wogen sollte, existierte als Realität.
Er drang aus der Leinwand in den Kinosaal.
In dicken Schwaden bewegte er sich über den Boden, formte Figuren, verlief wieder, ballte sich zusammen und kroch weiter wie eine riesige Schlange.
Sein Ziel waren die Zuschauer.
Aber auch der graue Riese kam immer näher. Plötzlich wurde Suko klar, daß der Riese es dem Nebel nachmachen und aus der Leinwand klettern würde.
Ausgerechnet jetzt saßen Shao und er in der ersten Reihe. Unwillkürlich fuhr Sukos Hand unter die Achsel, doch eine Silberkugelpistole steckte nicht in der Halfter. Suko war schließlich zum Vergnügen ins Kino gegangen.
Wenn noch etwas zu retten war, dann jetzt.
Sie mußten raus!
Suko drehte sich nach rechts und packte Shaos Arm. »Komm!« zischte er. »Weg hier!«
Shao wirbelte zu ihm herum. »Nein!« fauchte sie.
Unwillkürlich zuckte der Chinese zurück. So hatte Shao ihm noch nie

geantwortet. So hart und entschlossen, fast feindselig.
Hatte das Böse bereits von ihr Besitz ergriffen?
»Bitte?«
»Du sollst mich in Ruhe lassen!« knurrte Shao ganz in der Kehle. Die anderen Zuschauer kümmerten sich nicht um die beiden. Sie waren zu sehr von dem Geschehen auf der Leinwand gefesselt.
Und dort tat sich etwas.
Das Monster verließ seinen Standort.
Plötzlich leuchtete das Auge überstark auf. Im nächsten Augenblick zischte ein Blitzstrahl daraus hervor, durchteilte den Nebel wie ein Speer und traf haargenau ins Ziel.
Das Ziel war Shao!
Der Strahl tat ihr nichts. Er fächerte nur auf dem Körper auseinander und hüllte sie ein wie ein übergroßer Poncho.
Suko war im ersten Moment vor Angst und Entsetzen gelähmt. Er konnte es nicht fassen, daß sich dieses Monster seine Shao als Opfer ausgesucht hatte.
Aber Shao freute sich.
Bevor Suko es verhindern konnte, sprang sie auf.
Und ging dem Monster entgegen, das in diesem Augenblick in voller Größe aus der Leinwand stieg.
Sie trafen sich auf halber Strecke. Aus dem Körper des grauen Ungeheuers löste sich etwas, was man mit gutem Willen als zwei Arme bezeichnen konnte.
Wie Tentakel umklammerten sie Shao.
Da griff Suko ein.
Er federte von seinem Sitz hoch, wollte sich auf das Monster stürzen, doch nach zwei Schritten knickten ihm die Beine weg. Der giftige Nebel machte auch ihm zu schaffen.
Verzweifelt schnappte Suko nach Luft. Er hatte das Gefühl, als wären seine Lungen zugenäht.
Der Schwindel wurde stärker.
Auf einmal drehte sich alles vor Sukos Augen. Sein Gesicht verzerrte sich. Er nahm alle Kräfte zusammen, sah, daß Shao an das Monster gepreßt dastand und zu diesem grünen Auge hochschaute.
»Shao!« krächzte Suko und streckte in einer verzweifelten Geste seine Arme aus.
Noch einen Schritt…
Suko fiel.
Schwer schlug er zu Boden. Er rollte sich dabei herum, kam so zu liegen, daß er die in der ersten Reihe sitzenden Zuschauer anblicken konnte und sah, daß der Nebel sie ebenfalls erreicht und in seinen Bann gezogen hatte.
Suko versuchte es ein letztes Mal. Er stemmte sich hoch, schaffte es

nur bis zur Hälfte, dann knickten seine Arme ein, als bestünden sie aus weichem Draht.

Schwer fiel der Chinese aufs Gesicht. Den Schmerz spürte er schon nicht mehr, denn eine gnädige Bewußtlosigkeit hielt ihn umfangen. Shao jedoch wurde von dem grauen Monster in die Leinwand hineingezogen und war innerhalb von Sekunden verschwunden.

Der Film lief weiter.

Die nächste Szene zeigte ein lächelndes Kindergesicht…

***

Ich sah Sukos Maschine neben einer Hauswand parken. Die langen Scheinwerferbahnen strichen über das sorgfältig gepflegte Metall und brachen sich dort zu zahlreichen Reflexen.

Ich stoppte. Sacht rollte der Bentley aus. Halb schräg setzte ich ihn auf den Bürgersteig, stieg aus und schloß den Wagen ab. Mit schnellen Schritten näherte ich mich dem Kino.

Die Reklame leuchtete so grell, daß sie schon von weitem zu sehen war. Ich brauchte nicht einmal eine halbe Minute, um in den großen Vorraum zu gelangen.

In den Schaukästen hingen keine Bilder. Der Boden bestand aus gelbem Stein. Abfall und Zigarettenkippen gaben ihm ein mieses Muster.

Ein paar Spaziergänger schauten auf die bunten, reißerischen Plakate und sprachen über den Film. Ich suchte einen Verantwortlichen. Den Geschäftsführer oder Inhaber.

Ich sah von keinem auch nur einen Hosenzipfel. Dafür verließ eine schon ältere Frau das Kassenhäuschen. Sie hatte eine Geldkassette unter den Arm geklemmt und schaute sich mißtrauisch nach allen Seiten hin um.

Diese Frau steuerte ich an.

Als sie mich auf sich zukommen sah, öffnete sich ihr Mund zu einem Schrei. Wahrscheinlich dachte sie, ich wäre ein Dieb oder Mörder, doch das Wort »Polizei!« ließ sie innehalten.

Unschlüssig blieb sie stehen.

»Guten Abend«, sagte ich ruhig. »Mein Name ist John Sinclair. Ich bin von Scotland Yard. Ist der Eigentümer oder der Geschäftsführer zu sprechen?«

»Was wollen Sie denn von dem?«

»Das sage ich ihm selbst.«

Die Frau verzog ihre schmalen Mundwinkel. »Auch wenn Sie ‘n Bulle sind, haben Sie noch lange nicht das Recht, sich so mies aufzuführen. Merken Sie sich das.«

»Moment, Madam. Ich führe mich nicht mies auf. Ich habe höflich gefragt. Sie haben den unhöflichen Ton in das Gespräch mit

hineingebracht.«

Sie hob die Schultern. »Ist auch egal, aber Mr. Potter können Sie jetzt nicht sprechen.«

Die Frau war härter als mancher Ganove. Ich hatte aber keine Lust, mich auf lange Diskussionen mit dieser Frau einzulassen, deshalb drängte ich sie zur Seite und schritt auf die Glastüren des Kinoeingangs zu.

»Bleiben Sie stehen!« rief sie mir nach. »Da ist abgeschlossen!«

Ich rüttelte an der Tür. Sie war tatsächlich zu.

Die Frau lief mit ihrer Kassette hinter mir vorbei, schimpfte, so daß die anderen Nachtbummler schon aufmerksam wurden.

Aber auch ein anderer wurde aufmerksam.

Plötzlich wurde eine schmale Tür aufgedrückt, die ich bisher nicht gesehen hatte. Heraus trat ein Mann, dessen Gesicht mich an einen Vollmond erinnerte. So rund war es. Und auch die Haut schimmerte leicht gelblich. Die kleinen Schweinsaugen blinzelten tückisch. Der Knabe hatte einen runden Körperbau und trug einen leichten Sommeranzug. Die Haare hatten eine rotblonde Farbe, der Mund war kaum zu sehen, so farblose Lippen besaß er.

»Das ist ein Bulle!« keifte die Alte. »Sieh dich vor, James.«

Mir entging das Zusammenzucken des Mannes keineswegs. Für mich war der Kerl das personifizierte schlechte Gewissen.

Ich ging ihm entgegen. »Sind Sie Mr. Potter, der Eigentümer oder Pächter des Kinos?«

»Ja, der Eigner. Und Sie?«

Ich stellte mich vor und zeigte auch meinen Ausweis. Die Frau stand an der Tür und belauerte uns.

»Was wollen Sie?« fragte Potter.

Ich deutete auf die Glastür. »In den Zuschauerraum will ich.«

»Lohnt sich nicht, Mister. Der Hauptfilm hat schon begonnen.«

Ich lächelte. »Das macht nichts. Sie haben doch sicherlich die Freundlichkeit und begleiten mich.«

»Nein.«

»Dann muß ich allein gehen.«

»Da ist abgeschlossen.«

Ich blieb stur. »Öffnen Sie!«

Er rieb sich die fleischige Nase. »Haben Sie einen Durchsuchungsbefehl?«

Den hatte ich nicht. »Nein, Mr. Potter, aber es besteht der Verdacht, daß es, sagen wir mal, in Ihrem Kino nicht mit rechten Dingen zugeht. Und deshalb möchte ich Sie bitten, mich auch ohne Durchsuchungsbefehl hineinzulassen.« Noch blieb ich freundlich, obwohl mir die Zeit auf den Nägeln brannte, denn die Vorstellung war bald beendet.

»Sie kommen hier nicht rein. Außerdem ist abgeschlossen, wie ich Ihnen schon sagte.«

»Damit verstoßen Sie gegen die Sicherheitsbestimmungen«, belehrte ich ihn im scharfen Tonfall.

»Kratzt mich nicht. Ist auch nicht Ihr Bier.«

Nun war ich es leid. Ich spielte ungern meine Kompetenzen aus, aber ich besaß einen vom Innenminister persönlich ausgestellten Ausweis, der mir manche Tür öffnete. Außerdem konnte ich mich auf das Gesetz »Gefahr im Verzug« stützen.

Den Ausweis hielt ich Potter vor die Nase.

Er las, verzog die Lippen, riß mir die Hülle aus den Fingern und schleuderte sie zu Boden. »Da sehen Sie, was ich von Ihrem Mist-Ausweis halte.«

Ich blieb ganz ruhig, obwohl ich innerlich kochte. Ich bückte mich, hob den Ausweis auf und steckte ihn ein. Es lag auf der Hand, daß James Potter etwas zu verbergen hatte. Er wurde unsicher, als ich auf ihn zuschritt, dann vorbeiging und die Tür ansteuerte, durch die er gekommen war.

Hinter mir hörte ich schnelle Schritte. Die Frau an der Tür trat dafür etwas vor.

Dann klatschte eine Hand auf meine Schulter. Ich blieb stehen und wandte mich um.

Wir starrten uns an. »Nehmen Sie Ihre Pranke weg!« Es muß wohl etwas in meiner Stimme gewesen sein, das Potter aufhorchen und vorsichtig werden ließ.

Die Hand fiel nach unten.

»Ich warne Sie das letzte Mal«, sagte ich. »Behindern Sie mich nicht bei meiner Arbeit.«

»Dann gehen Sie.«

Ich schritt auf die Frau zu. Doch sie brauchte mir nicht mehr den Weg freizugeben. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, wie Potter auf die Eingangstür zuging und hastig aufschloß. Es wurde auch Zeit, denn in diesem Moment tauchten die ersten Kinobesucher auf.

Der Film war zu Ende.

Ich machte kehrt und sah nicht das höhnische Grinsen der Frau.

An der linken Seite baute ich mich auf und beobachtete, wer aus dem Kino kam.

Unter den Besuchern waren viele junge Gäste. Der Film mußte einen starken Eindruck bei ihnen hinterlassen haben, sie sprachen gar nicht miteinander, wie es sonst Besucher machten, wenn sie das Kino verließen. Sie kamen mir vor wie in Trance.

Ja, Trance, das war es.

Erst in Nähe der Straße fingen sie wieder an zu reden. Irgend etwas war während der letzten neunzig Minuten mit den Besuchern

vorgegangen. Da war ich mir sicher.
Welch eine Schau lief hier ab?
Der Zuschauerstrom wurde dünner, und auf Suko und Shao wartete ich vergeblich.
Hatten sie sich den Film etwa gar nicht angesehen? Doch, ich hatte Sukos Harley vor dem Kino gesehen.
James Potter schlich von der Seite her auf mich zu. Soeben verließen die letzten Besucher das Kino.
»Ich will wieder abschließen«, sagte er.
»Nein. Zuerst sehe ich mir den Zuschauerraum an, Mister.«
»Aber das ist ein ganz normaler Saal.«
»Davon möchte ich mich persönlich überzeugen, Mr. Potter. Diesmal werden Sie mich nicht daran hindern.«
»Bitte. Wie Sie wollen. Aber es gibt wirklich nichts Besonderes zu sehen.«
Eine Antwort bekam er nicht. Statt dessen betrat ich den Innenraum des Kinos. Ich konnte wählen. Sowohl rechts als auch links führte ein Weg in den Zuschauerraum.
Was mir auffiel, war der Geruch. Er war nicht der normale Kinomief, der nach einer Vorstellung immer entströmte, dieser Geruch war anders. Ganz anders.
So süßlich – betörend.
Wie Rauschgift…
Sollte in diesem Kino vielleicht Heroin oder irgendein anderes Zeug umgesetzt werden? Möglich war alles. Dealer ließen sich immer etwas Neues einfallen, um an das Geld der Abhängigen zu gelangen.
Ich schlug den Weg nach rechts ein und schritt vorbei an den Verkaufsständen für Süßigkeiten. James Potter folgte mir nicht. Ich sah es, als ich einen raschen Blick über die Schulter warf.
Ein letztes Paar begegnete mir.
Sie gingen Arm in Arm, wobei die Frau sich eng gegen ihren Begleiter drückte und ihm Worte ins Ohr flüsterte, die ich nicht verstand.
Ich blieb vor den beiden stehen.
Sie hoben die Köpfe, schauten mich an, sahen mich aber nicht. Ich war für sie gar nicht vorhanden.
Doch Rauschgift?
Ich trat zur Seite.
Die beiden gingen vorbei.
James Potter hielt sich an der Tür auf. Er hatte eine Hand gegen den Rahmen gestützt und bedachte mich mit nicht gerade freundlichen Blicken.
Ich war Potters Feind.
Aber warum?

Wenn ich den Grund herausfand, hatte ich sicherlich einen überwiegenden Teil des Rätsels gelöst. Sorgen machte ich mir auch um Suko und Shao. Ich hatte die beiden bisher noch nicht gesehen. Wenn sie im Kino gewesen waren, dann hatte man Suko entweder gefangen genommen und irgendwo versteckt oder aber ausgeschaltet.

Und das endgültig.

Bei der letzten Möglichkeit zog sich mir der Magen zusammen, wenn ich daran dachte.

Die Holztür zum Zuschauerraum war geöffnet. Die Luft im Raum selbst roch noch muffiger als die am Eingang. Ich verzog das Gesicht.

Es brannte die Notbeleuchtung. Kleine, rotgelbe Lampen an den holzvertäfelten Seitenwänden. Der Weg zur Leinwand führte bergab. Ein alter, völlig abgetretener Sisalteppich kratzte gegen die Fußsohlen.

Links von mir sah ich die Zuschauerreihen. Ein Mittelgang trennte die Sessel von den Holzstühlen.

Es war noch ein altes Kino.

Ich hatte mich inzwischen an die schlechte Luft und an den Geruch gewöhnt. Spürte jedoch in meinem Schädel eine seltsame Leere. Ich wischte mir über die Stirn und bemerkte, daß mein Handrücken schweißnaß war.

Die Luft machte mir zu schaffen!

In diesem Kino stimmte eine ganze Menge nicht. Trotzdem behielt ich einen klaren Kopf. Ich hatte mir vorgenommen, den Zuschauerreihenblock zu umrunden. Fand ich dann keine Spur von Suko und Shao, würde ich jede Reihe einzeln untersuchen und mich anschließend in den anderen Räumen des Kinos umsehen. Zum Beispiel im Vorführraum oder in den Kellern.

Ich erreichte die erste Reihe, machte die Kurve und ging parallel zur Leinwand.

Nach drei Schritten blieb ich abrupt stehen.

Auf dem Boden lag etwas.

Ich lief näher, bückte mich und fühlte unter meinen Händen Kleiderstoff.

Der Mann lag auf der Seite. Als ich ihn herumdrehte, erkannte ich ihn.

Es war Suko!

***

Im ersten Augenblick bekam ich einen Schreck. Sukos Augen waren halb geöffnet. Auch als ich mich näherbeugte, erkannte ich kein Leben in ihnen.

Sollte er…?

Ich fühlte nach dem Puls.

Er schlug.

Dem Himmel sei Dank!

Aber was war mit dem Chinesen geschehen? Und vor allen Dingen, wo befand sich Shao?

Sicherlich konnte mir Suko eine Antwort darauf geben. Mit der flachen Hand schlug ich gegen seine Wangen. Immer noch eines der besten Mittel, jemanden aus der Bewußtlosigkeit zu holen.

Doch bei Suko nützte es nichts. Er ›schlief‹ zu tief und zu fest.

Ich preßte die Lippen zusammen. Mir war klar, daß dieser James Potter etwas mit Sukos Zustand zu tun haben mußte. Und ich würde Potter ein paar unangenehme Fragen stellen, darauf konnte er sich verlassen. Diesmal kam er mir nicht mit billigen Ausflüchten davon. Darauf konnte er Gift nehmen.

Ich mußte Suko leider hier liegen lassen, wenn ich mit Potter redete. Aber mein Freund befand sich meiner Meinung nach nicht in unmittelbarer Gefahr.

Doch ich hatte Potter unterschätzt.

Plötzlich hörte ich das Geräusch in meinem Rücken, und noch ehe ich etwas unternehmen konnte, preßte sich ein harter kalter Gegenstand in meinen Nacken.

Im gleichen Atemzug hörte ich Potters Stimme. »Sei nur ruhig, Bulle, sonst blase ich dir ein Loch in deinen Schädel…«

***

Ich hätte mich selbst ohrfeigen können. Dieser Kerl hatte mich reingelegt, weil ich ihn nicht ernst nahm.

Selbstverständlich kam ich seinem Befehl nach, weil ich mir keine Kugel einfangen wollte.

Ich blieb also ruhig hocken und stützte die flachen Hände auf den Boden.

Einige Sekunden verstrichen.

»Und jetzt?« fragte ich. Der Mündungsdruck an meinem Hals war noch immer nicht verschwunden.

Potter lachte. »Ist doch klar, Bulle, daß ich dich umlegen werde«, höhnte er.

Ich schluckte. Diesen Vorsatz nahm ich ihm ohne weiteres ab. »Haben Sie schon mal einen Menschen getötet?« fragte ich.

»Nein. Aber irgendwann ist es immer das erste Mal.«

»Eine miese Philosophie«, knirschte ich.

»Besser als gar keine.«

Darauf gab ich keine Antwort. James Potter war ein Verbrecher, und es ist ziemlich schwierig, solche Menschen von der Sinnlosigkeit ihres Tuns zu überzeugen.

Der Druck verschwand.

Ich schöpfte etwas Hoffnung, doch Potter sagte: »Steh auf!«

Langsam erhob ich mich und vermied es dabei, eine zu schnelle Bewegung zu machen. Ich wußte genau, wie nervös dieser Kerl reagierte.

»Umdrehen!«

Ich gehorchte.

Jetzt stand Potter vor mir. Er hielt ein Gewehr mit beiden Fäusten umklammert. Ich erkannte im Zwielicht nicht genau, um was für eine Waffe es sich handelte, aber es konnte ein alter belgischer Militärkarabiner sein.

Ich hob sicherheitshalber die Arme, was Potter zu einem Grinsen veranlaßte.

»Du bist ja gut, Bulle. Oder hast du Angst?«

»Ich bin nur nicht lebensmüde«, antwortete ich.

Er lachte.

Ich hatte keine große Lust, die Zeit mit banalen Gesprächen zu vertrödeln. Ich wollte nur wissen, was mit Shao und Suko geschehen war.

Und danach fragte ich auch.

»Ich weiß nicht, was mit dem Gelben los ist«, erwiderte James Potter.

»Er hatte noch eine Frau dabei«, sagte ich. »Ebenfalls eine Chinesin.«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Sie ist verschwunden.«

»Schon möglich.« Er grinste widerlich.

Potter fiel mir mit seinen Kaugummiantworten und seinem miesen Grinsen auf den Wecker, aber ich mußte mich beherrschen. »Dann wissen Sie also, was mit der Frau geschehen ist.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Was wird hier eigentlich gespielt? Dieser Geruch im Zuschauerraum ist doch nicht normal. Lassen Sie hier ein Gas einblasen, Mister? Ich habe vor nicht allzu langer Zeit mit einem Mann gesprochen, der ebenfalls in diesem Kino war und sich auch den Film angesehen hat. Dieser Mann stand am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Er sprach von Monstern, die nicht nur auf der Leinwand existieren. Was, zum Teufel, hat es mit diesem Film auf sich?«

»Nichts!« zischte Potter. »Gar nichts, was Sie interessieren könnte! Ich bin es leid. Los, gehen Sie vor mir her, damit wir es hinter uns bringen. Und danach kommt der Chinese an die Reihe!«

Ich wollte schon gehen, als er rief: »Stopp! Ich habe es mir anders überlegt.«

Ich blieb am Platz.

»Gehen Sie etwas zurück!« befahl er.

Mir blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Schließlich stieß ich mit den Kniekehlen gegen einen heruntergeklappten Sitz in der ersten Reihe.

Potter war zufrieden.

Er schlich an mir vorbei. Dabei zeigte die Gewehrmündung immer auf meine Körpermitte. Potter kicherte. »Es wäre doch dumm, den Chinesen nach dir umzulegen. Er könnte inzwischen aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht sein. Nein, ich bringe ihn vorher um.« Er lachte, als hätte er einen tollen Witz gemacht.

Mir war bestimmt nicht nach Lachen zumute. Ich wußte, daß James Potter es ernst meinte. Es mußte sich um eine große Sache handeln, wenn er zum Mörder werden sollte.

»Du kennst den Chinesen gut?« sprach er mich an.

»Ja.«

»Um so besser. Eine Kugel wird reichen, und dann bist du an der Reihe, Bulle!«

Ich suchte fieberhaft nach einem Ausweg. Aber im Augenblick sah ich keine Chance. Dieser Potter hatte alle Trümpfe in der Hand. Er bedrohte mich zwar nicht unmittelbar, doch bevor ich etwas unternehmen konnte, hatte er schon abgedrückt und Suko erschossen.

Meine eigene, mit Silberkugeln geladene Beretta hatte ich unter der Achsel stecken. Da hing sie jedoch gut. Potter würde meine Bewegung mit einer Kugel im Keim ersticken.

Er drehte sich jetzt etwas.

Wenn er feuerte, mußte er das Gewehr senken.

War das meine Chance?

Vielleicht, aber Suko konnte ich damit auch nicht retten, und um Potter mit einem Sprung zu erreichen, dafür war die Distanz zwischen uns zu groß.

Wie man es auch drehte und wendete, es sah schlecht aus. Auf meiner Stirn hatte der Schweiß Tropfen gebildet. Er rann mir in langen Bahnen den Rücken hinunter.

Wie eine Wand lastete das Schweigen zwischen mir und Potter.

Ich versuchte es ein letztes Mal. »Wollen Sie es sich nicht noch mal überlegen?«

»Nein, Bulle!« Die Antwort klang entschieden. Potter würde um keinen Zoll nachgeben.

Suko war dem Tod geweiht.

Und ich mußte es mitansehen. Nicht ein Dämon oder eine Schreckensgestalt aus dem Reich der Finsternis wollte ihn töten, sondern ein normaler Mensch, der eine ganz normale Kugel abschoß.

Verrückt!

Potter senkte die Mündung, sie schwang weg von mir.

Ich sprang!

Da drückte er ab…

***

Im gleichen Moment geschah dreierlei.

Während ich auf ihn zuhechtete und er abdrückte, wurde Suko plötzlich lebendig. Seine Hand griff wie eine Stahlklammer zu, legte sich um Potters Knöchel. Ein harter, heftiger Ruck, und James Potter verlor den Boden unter den Füßen.

Er knallte hin.

Dicht neben Sukos Ohr sägte die Kugel in den Boden und fetzte das alte Parkett auf.

Ich aber hechtete über Suko hinweg und prallte gegen Potters Beine. Er schrie auf, versuchte das Gewehr zu drehen und die Mündung gegen meinen Körper zu drücken.

Ich hämmerte mit der Handkante gegen den Lauf und brachte ihn aus meiner Richtung.

Potter drückte zwar noch ab, doch das Projektil pfiff an meinem Kopf vorbei und klatschte in die Holzwand an der Seite, wo es ein faustgroßes Loch hinterließ.

Zu einem dritten Schuß ließ ich Potter nicht mehr kommen. Meine Faust flog zwischen seinen Armen hindurch und traf sein Gesicht, als er sich aufrichten wollte.

Potter flog zurück.

Sukos Stöhnen lenkte mich für einen winzigen Moment ab, und die Chance nutzte Potter. Er trat nach mir, traf mich auch, und noch bevor ich es verhindern konnte, sprang er auf.

Geduckt rannte er weg.

Ich zog die Beretta.

James Potter hetzte weiter. Einen Menschen in den Rücken zu schießen, kam für mich nicht in Frage.

»Stehenbleiben!« Meine Stimme hallte durch den leeren Kinosaal.

Potter hörte nicht, oder wollte nicht hören. Zwei Sekunden später hetzte er schon den anderen Ausgang hoch, blieb aber dann stehen, fiel auf die Knie, drehte sich und riß das Gewehr an die Wange.

Er schoß sofort.

Ich zögerte immer noch damit, das Feuer zu erwidern, warf mich statt dessen zur Seite und hörte die Kugel pfeifen. Sie zertrümmerte einen der Blumentöpfe mit den künstlichen Pflanzen.

Dann zog ich durch.

Hastig zog Potter seinen Kopf ein, als die Kugel dicht über die Sessellehnen strich und auch ihn nur knapp verfehlte. Er machte sich noch kleiner und kroch in eine Reihe.

Jetzt sah ich ihn nicht mehr.

Ich warf einen Blick zu Suko hinüber. Er hatte sich halb aufgesetzt und versuchte ein Grinsen.

»Wie geht's dir?« zischte ich.

»Schlecht. Der Nebel… ich – ich bin noch immer nicht ganz auf der

Höhe.«
»Bleib in Deckung«, riet ich ihm und kroch ein paar Schritte zur Seite. Zwischen Potter und mir hatte jetzt so etwas wie ein Stellungskrieg begonnen, den nur derjenige gewinnen konnte, der die besseren Nerven besaß.
Ich hoffte, daß ich es war.
Kurz hinter der Reihenmitte hielt ich inne. Ich wartete einige Sekunden ab und hob dann den Kopf, wobei ich über die Rückenlehnen der Sitze hinwegpeilte.
Es war zu dunkel. Von James Potter sah ich nicht eine Haarspitze. Ich biß mir auf die Lippen. Es war ruhig geworden. Kein Atmen, kein verräterischer Laut durchbrach die Stille. Der Nervenkrieg näherte sich dem Höhepunkt.
Mir fiel ein alter Westerntrick ein, den ich versuchen konnte. Ich durchwühlte meine Taschen und fand noch eine fast volle Schachtel Zündhölzer. Die klemmte ich mir zwischen Daumen und Zeigefinger. Aus dem Handgelenk warf ich die Schachtel.
Sie beschrieb einen Halbbogen über die Sitzreihen, tickte auf die Oberkante eines außen stehenden Sessels und rutschte von dort aus in den Gang.
Potter hörte das Geräusch.
Er flitzte aus seiner Deckung hoch.
Schemenhaft sah ich seine Gestalt. Und dann blitzte das Mündungsfeuer auf und zerriß für einen Moment das Halbdämmer.
Potter hatte sich bluffen lassen. Er schoß dorthin, wo die Schachtel zu Boden gefallen war.
»Waffe weg!« brüllte ich.
Er fuhr herum.
»Nein!« schrie er, und da wußte ich, daß er schießen würde. Ich kam ihm zuvor.
Die Beretta blaffte auf. Im nächsten Augenblick zuckte Potter zusammen. Etwas polterte. Dann fiel James Potter nach hinten und blieb schräg in einem Sitz hängen.
Wir hörten sein leises Stöhnen.
Ich rannte zu ihm. Dabei quetschte ich mich durch die Sitzreihe, stieß mit der Fußspitze gegen das am Boden liegende Gewehr und beugte mich über James Potter.
Auch in dem herrschenden Zwielicht erkannte ich den nassen roten Fleck in Brusthöhe. Potters Mondgesicht war kalkig weiß. Er atmete schwer. Wenn er nicht sofort in die Hände eines Arztes geriet, war er verloren.
Ich rannte zurück.
An der Tür stand die Frau.
Als sie mich sah, begann sie zu schreien. »Mörder!« brüllte sie mich

an. »Du dreckiger Mörder!«

Ich packte sie an beiden Schultern. »Ihr Mann ist nicht tot!« schrie ich zurück. »Wo ist das Telefon? Ich brauche einen Arzt. Sofort. Haben Sie mich verstanden?«

Ihr Schreien brach ab. Aus großen Augen starrte sie mich an. Ich wußte nicht, ob sie mich überhaupt verstanden hatte.

»Das Telefon!«

Sie drehte sich halb und deutete auf die Tür, aus der Potter zuvor getreten war.

Das reichte mir als Antwort. Hastig rannte ich an ihr vorbei und riß die Tür auf. Dabei gelangte ich in einen dunklen Raum und machte Licht.

Ich fand mich in einer Rumpelkammer wieder. Das weiße Telefon stand auf einer alten Konsole. Und es war angeschlossen.

Ich wählte den Notruf.

Man versprach, sofort einen Wagen vorbeizuschicken. Hoffentlich war es noch nicht zu spät.

Ich ging wieder zurück. Die Frau war inzwischen in den Zuschauerraum gelaufen. Ich sah sie durch die Reihe auf ihren schwerverletzten Mann zugehen.

Mein Ziel war Suko.

Der Chinese winkte mir zu.

Er lächelte, als ich vor ihm stehenblieb. »So langsam geht es mir besser«, sagte er.

»Was ist geschehen?«

»Wenn ich dir das erzähle, glaubst du mir nichts.«

»Und wo ist Shao?«

Suko zuckte zusammen, und ich glaubte es in seinen Augen feucht schimmern zu sehen.

»Sie… sie ist weg. Ich – ich konnte ihr nicht helfen.«

»Wie ist es passiert?« fragte ich leise.

Suko berichtete. Noch nie hatte ich ihn so deprimiert sprechen hören. Er war völlig außer Fassung. Ich wußte, wie sehr ihm Shao ans Herz gewachsen war und was sie für ihn bedeutete.

»Du hast nichts tun können?« fragte ich noch einmal.

»Nein, John – nichts. Dieser Nebel war stärker. Ich habe ihn eingeatmet und brach dann zusammen. Ich bin erst wieder aus der Ohnmacht erwacht, als dieser Potter sein Gewehr auf mich richtete. Das ist alles.«

Es war schwer zu glauben, aber ich selbst hatte die Nachwirkungen dieses geheimnisvollen Nebels gespürt. Ich schaute auf die Leinwand. Der Vorhang war noch nicht geschlossen. Die Wand schimmerte weißlich grau. Sie sah völlig normal aus, aber mir war klar, daß sich dahinter das Tor zu einer anderen Dimension befand. Ein Einstieg in

die Dämonenwelt.
Zu jeder Zeit oder nur wenn der Film lief? Das wollte ich unbedingt herausfinden.
Doch erst einmal kamen die Sanitäter. Zwei trugen eine Bahre. Neben ihnen lief ein Arzt her. Sein offener Kittel flatterte hinter ihm her. An der rechten Hand trug er eine prall gefüllte Instrumententasche.
Ich winkte dem Doc.
Die Sanis kamen ebenfalls mit. »Wo ist der Verletzte?« fragte mich der Arzt.
Ich deutete in die Reihe. »Dort.«
Sie liefen sofort hinüber und kümmerten sich um James Potter. Wenig später trugen sie ihn an Suko und mir vorbei. Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht. »Ob er durchkommt, ist fraglich«, sagte er zu mir gewandt.
Die Frau hatte seine Worte ebenfalls gehört. »Wenn James stirbt, töte ich Sie!« schrie sie mich haßerfüllt an.
»Gehen Sie«, sagte ich.
Sie ging tatsächlich und blieb an der Seite ihres Mannes.
Suko und ich schauten uns an. Der Chinese fragte mit lahm klingender Stimme: »Und was machen wir jetzt, John?«
Ich lächelte spärlich. »Wir, mein Freund, schauen uns einen Gruselfilm an.«

***

Es war eine grauenvolle, alptraumhafte Umgebung.
Als Shao erwachte, wußte sie nicht, wo sie war. Sie spürte nur einen ungeheuren Druck auf ihrem Kopf. Stöhnend richtete sie sich auf und preßte ihre Hände gegen die Schläfen.
Verwirrt schaute sich Shao um.
Sie saß auf weichem Boden, das fiel ihr zuerst auf. Irgendwo in der Nähe blubberte es. Shao kannte diese Geräusche. Sie entstanden, wenn Gasblasen in einem Sumpfloch hochstiegen.
Aber ein Sumpf? Unmöglich. Sie und Suko waren doch im Kino gewesen und hatten sich einen Horrorfilm angesehen. Langsam kehrte die Erinnerung zurück. Sie waren in den Zuschauerraum gekommen, hatten Platz genommen, und dann begann der Film.
Der Nebel – das Kind – das Monster…
Und plötzlich…
Da wußte Shao auf einmal, was geschehen war. Die Erkenntnis traf sie schlagartig. Ihr Herz begann rasend zu hämmern. Das Blut schoß nur so durch ihre Adern.
Der Kreislauf spielte verrückt.
Sie war in die Leinwand hineingezogen worden!

Plötzlich drehte sich alles vor ihren Augen, und es dauerte eine Zeit, bis sie sich wieder zurechtfand.

Shao ging daran, ihre Umgebung in näheren Augenschein zu nehmen. Sie befand sich in der Tat in einer Sumpfgegend. Um sie herum glänzten die Tümpel wie Ölflecke. Das Gelände war etwas hügelig. Seltsame Bäume wuchsen hier, deren Äste sie irgendwie an menschliche Arme erinnerten. Dazu kam ein grauer, leicht violett schimmernder Himmel, den Shao als regelrechte Bedrohung empfand.

Diesen Himmel hatte sie auf der Erde noch nie gesehen. Befand sie sich vielleicht woanders, in einer anderen Welt? Dieser Gedanke erschreckte sie, dann aber begann sie zu überlegen.

Shao hatte oft genug mit Suko gesprochen. Und diese Gespräche hatten sich nicht nur um Liebe und Zärtlichkeit gedreht, sondern auch um Sukos Job. Shao kam aus einer Welt, in der Geister und Dämonen existent waren. Sie glaubte auch daran, war aber nie so stark damit konfrontiert worden wie jetzt. Suko hatte ihr von den schrecklichen Parallelwelten berichtet, von Dimensionen des Grauens und Schreckens. Von Orten der Vernichtung und des absoluten Chaos'. Unbegreiflich wie seine Schilderungen waren diese Welten, und Shao, die dunkelhaarige Chinesin, hatte eigentlich nie so recht daran glauben wollen.

Doch jetzt war sie selbst dort gelandet. Erlebte sie nun den Schrecken, den sie vom Hörensagen kannte, am eigenen Leibe? Wenn das stimmte, wollte Shao lieber sterben.

Seltsamerweise empfand sie nicht die Angst, die sie bei Sukos Erzählungen gespürt hatte. Wahrscheinlich reagierte sie fatalistischer, sie fand sich mit den Gegebenheiten ab. Sie mußte versuchen, aus ihrer Lage das Beste zu machen.

Shao stand auf.

Ein leichtes Schwindelgefühl packte sie, doch als sie tiefer durchatmete, verschwand es wieder.

Nur wenige Schritte weiter befand sich einer der Tümpel. Grünliche Schuppen schwammen auf dem Wasser. In regelmäßigen Abständen stiegen Blasen an die Oberfläche und zerplatzten dort. Das Wasser war heiß und hatte eine milchige Farbe, wenn es aus der Tiefe kam.

Die Chinesin suchte nach einem Weg aus diesem Labyrinth von Tümpeln. Sträucher mit handgroßen rosafarbenen Blüten erregten ihre Aufmerksamkeit. Sie standen auf der Kuppe eines Hügels, zu dem ein Pfad hinführte, der sich zwischen den Tümpeln einherschlängelte.

Diesem Weg folgte die Chinesin.

Ihre Füße sanken etwas ein. Der Boden war naß und weich. Wasser sammelte sich an den Trittstellen. Es schimmerte grünblau.

Shao wunderte sich darüber, daß sie überhaupt atmen konnte. Die Luft war sehr schwül, drückend dazu und legte sich wie Blei auf ihre

Lungen. Bereits nach wenigen Metern war die Frau schweißnaß. Die Haare klebten zusammen und bildeten rechts und links des Gesichts eine schwarze Schicht.

Shao suchte auch den Himmel ab. Sie vermißte das Singen der Vögel, das Raunen des Wildes und all die Geräusche, die sie gewohnt war. Nur das Blubbern der platzenden Blasen war ihre einzige Begleitmusik.

Welch eine Welt!

Seltsam, alptraumhaft – und gefährlich!

Ja, sie war gefährlich. Shao dachte an das graue Monster, das sie gesehen hatte und dem sie gefolgt war. Würde sie es hier wiedertreffen, und war sie dann dem Tod geweiht?

Shao blieb stehen und schaute sich furchtsam um. Nichts zu sehen. Weder ein Monster, noch ein anderes Untier, das einen Angriff starten wollte.

Die Chinesin war allein.

Zwangsläufig dachte sie an Suko. Wie sollte er sie hier finden? Wo er doch überhaupt keine Spur und keinen Anhaltspunkt besaß. Würde er ebenfalls in die Leinwand eintauchen können, um in diese Welt zu gelangen?

Shao wußte, daß Suko alles daransetzte, um sie zu retten. Aber auch ihm waren Grenzen gesetzt, wie seinem Freund John Sinclair. Beide waren keine Supermänner.

Als Shaos Gedanken sich mit Suko beschäftigten, konnte sie nicht mehr an sich halten. Automatisch kamen ihr Tränen, und sie rollten wie Perlen an ihren Wangen herab.

Plötzlich kam sie sich unsagbar allein vor.

Die Chinesin wischte sich die Tränen aus den Augen und ging weiter. Vorbei an den Sträuchern mit den seltsamen Blüten.

Shao griff nach einer.

Da schnappte sie zu.

Es ging blitzschnell. Bevor Shao noch zurückweichen konnte, umfaßte der Blütenkelch ihre Hand. Shao spürte einen scharfen, stechenden Schmerz, als ein Saft, der wie Säure wirkte, ihre Haut berührte und sie zum Brennen brachte. Shao wollte ihre Hand zurückziehen, doch die Pflanze hielt fest.

Das Mädchen bekam solch einen Schreck, daß es unfähig war, sich zu rühren. Shao schaute nur die Blüte an, deshalb bemerkte sie nicht, wie zwei Zweige sich etwa in Kniehöhe wie Schlangen auf sie zu ringelten und sich blitzschnell um die Beine drehten.

Da wurde Shao aufmerksam.

Sie wollte zurück.

Die Kraft der Pflanze war stärker.

Langsam aber unaufhörlich wurden Shao die Beine nach vorn

gezogen. Dann verlor sie den Kontakt mit dem Boden. Shao fiel hin. Durch den Schwung konnte sie ihre Hand aus dem Blütenkelch ziehen. Als sie ihre Finger anschaute, bemerkte sie, daß sie aus zahlreichen winzigen Wunden bluteten. Shao hatte jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken. Sie mußte zusehen, daß sie sich aus der Gewalt der Pflanze befreite, was gar nicht so einfach war.

Dieses fleischfressende Ungetüm hatte eine hundsgemeine Kraft. Sie zog Shao immer näher zu sich herum, und ihre zahlreichen Blütenkelche öffneten sich wie die Rachen von Ungeheuern, um Shao zu verschlingen.

Die Chinesin bekam Angst.

Sie schrie, doch es war niemand da, der ihr helfen konnte. Sie mußte sich selbst befreien.

Die Hände hatte sie frei.

Und Shao kämpfte.

Sie packte die tentakelähnlichen Gebilde, die ihre Beine umschlungen hielten. Sie versuchte, sie zu zerreißen.

Die Dinger aber waren wie Gummi.

Shao hätte eine Schere dabeihaben müssen, um sie zu zerschneiden.

Aber wer geht schon mit einer Schere ins Kino?

Shaos Chancen sanken immer mehr.

Die Pflanze würde ihr Opfer bekommen. Mit Entsetzen sah die Chinesin einen dritten Arm, der sich vom Strauch her löste und auf sie zukroch. Er näherte sich ihrem Oberkörper, um ihn mitsamt Armen zu umschlingen.

Shaos Hilfeschreie hallten über den Sumpf, doch es hörte sie niemand. Die Chinesin war allein.

Auch der dritte Arm erreichte sie. Er klatschte auf ihren Oberkörper und ringelte sich fest.

Jetzt war Shao endgültig gefangen. Diese Tentakel waren fest wie Fesseln. Es war ihr zwar gelungen, den rechten Arm aus der Umklammerung fernzuhalten, aber der linke klemmte fest.

Immer näher rutschte Shao der gefährlichen Pflanze. Mit der freien Hand versuchte sie, sich im Boden einzustemmen.

Vergebens.

Die Pflanze war nicht zu besiegen.

Shao, die Chinesin, näherte sich Zoll für Zoll einem schrecklichen Ende…

***

Zum Vorführraum führte eine schmale Wendeltreppe hoch. Das Holz knirschte unter unseren Schuhen, als wir emporstiegen.

»Kannst du solch ein Ding überhaupt bedienen?« fragte mich Suko.

Ich winkte ab. »Eine meiner leichtesten Übungen, Freund.«

Suko schüttelte den Kopf. »Ehrlich, John, kannst du damit umgehen?«

Wir blieben vor der Eisentür zum Vorführraum stehen. »Versucht habe ich es noch nicht«, antwortete ich, »aber ein Bekannter hat ein Heimkino…«

Suko winkte ab und zog die Tür auf.

Das Odeon war noch ein Kino aus der Gründerzeit. Und ähnlich präsentierte sich auch die Technik. Das Vorführgerät war ein alter Kasten.

Ich schaute mich um und machte ein bedenkliches Gesicht. »Wahrscheinlich müssen wir den abgelaufenen Film zurückspulen«, sagte ich zu Suko.

Der Chinese besah sich den Apparat. Es war ein Mordsgerät und stand auf einer speziell angefertigten Konsole. Die Öffnungsschlitze, durch die der Film dann auf die Leinwand fiel, befanden sich etwa in Sukos Augenhöhe.

Ich fand den Schalter, der die Rolle zurücktransportierte. Im nächsten Augenblick begannen sich die Spulen zu drehen, und der Film wirbelte zurück.

Er lief sehr schnell, trotzdem dauerte es seine Zeit, bis er umgespult war.

Ich hielt den Film an.

»Alles klar?« fragte Suko.

»Ja.«

»Dann drücken wir uns die Daumen.«

Meine Zeit als Filmvorführer begann. Es klappte sogar gut, denn ich hatte noch eine vergilbte Beschreibung entdeckt und wußte nun, was ich zu tun hatte.

Vorspann, Werbung und Kulturfilm befanden sich glücklicherweise auf einer anderen Rolle, so daß der Hauptfilm direkt anlief.

»Sollen wir nach unten gehen?« fragte Suko.

»Nein, ich möchte lieber hier oben bleiben. Falls etwas schief geht.«

»Okay.« Suko und ich schauten durch die Gucklöcher auf die große Leinwand im Zuschauerraum.

Erst kam die Schrift. Die Darsteller und der technische Stab des Streifens wurden vorgestellt.

»Das kenne ich alles noch«, sagte Suko. »Gleich wird das Mädchen auftauchen und dann auch das Monster.«

Ich war gespannt.

Der Film begann wie viele. Grabsteine glaubte ich zu erkennen, dann Nebel, aufpeitschende, disharmonische Musik, die Angstgefühle in den Menschen weckte.

Suko gab den Kommentar. »Dieser Nebel hat es in sich«, flüsterte er. »Er war es, der aus der Leinwand kroch und mich fertiggemacht hat.«

»Vielleicht tut er uns diesmal den Gefallen auch«, erwiderte ich.
»Da ist das Mädchen«, sagte Suko. Die Kleine tauchte aus dem Nebel auf. Sie lachte und sang ein Lied.
Deutlich hob sich das rote Kleid neben der grauen Nebelsuppe ab. Die weißen Kniestrümpfe leuchteten. Der Nebel umwallte das Kind und drehte sich zu seltsamen Figuren. Doch die Kleine hatte keine Angst. Sie lief und sprang weiter. Fröhlich. Das blonde Haar flatterte.
Dann kam das Monster.
Auch ich sah nun die blutbefleckten Arme.
»Was geschieht mit dem Mädchen?« fragte ich Suko.
»Vorerst nichts. Sie hat nur Angst.«
Das konnte ich in den nächsten Sekunden selbst sehen. Die Kleine spielte so täuschend echt, daß mir eine Gänsehaut über den Rücken rann. Sie sah das Monster, und all der Schrecken, den sie erlebt hatte, zeichnete sich in ihrem Gesicht ab.
Spielte sie nur, oder erlebte sie das alles tatsächlich? Ich wußte es nicht.
Das Monster drehte sich. Wir sahen es von vorn.
Grauenhaft.
Grün leuchtete das Auge auf der Stirn. Der Nebel umwallte es, bildete tanzende Figuren und war der Begleiter des grauen Riesen.
»Jetzt muß es geschehen!« zischte Suko.
Mein Freund war aufgeregt. Ich konnte ihn gut verstehen, denn nun kam die Szene, bei der Shao verschwand.
Doch es passierte nichts.
Der Film lief weiter!
»Was ist das denn?« fragte Suko krächzend. »Ich verstehe nicht. Es ist doch…«
Szenenwechsel.
Eine andere Umgebung. Eine Sumpflandschaft. Schwaden stiegen aus brodelnden Tümpeln, an deren Oberfläche Blasen zerplatzten.
Dazu eine üppige Vegetation. Bäume mit weit ausladenden Ästen sah ich ebenso wie Buschgruppen, die farbige Blüten trugen.
»Da stimmt was nicht«, sagte Suko. »Der Film geht doch nie so weiter…«
»Warte ab.«
Auch ich war nervös. Wir wußten beide nicht, was eigentlich gespielt wurde, und gerade dieses Nichtwissen war es, daß so an unseren Nerven zerrte.
Ich ließ den Film weiterlaufen. Plötzlich glaubte ich, in der Nähe eines Busches einen Menschen zu sehen.
»Fahr näher ran!« keuchte Suko.
Den Gefallen tat man ihm auch. Aber es wurde für Suko eine schreckliche Erkenntnis, als er die Wahrheit entdeckte.

Die Gestalt war eine Frau. Und sie befand sich in der Gewalt einer fleischfressenden Pflanze, kämpfte verzweifelt um ihr Leben und war doch chancenlos.

»Shao!« brüllte Suko. Seine Stimme überschlug sich.

Im nächsten Moment war das Bild verschwunden!

***

Die Dunkelheit fiel wie ein großer Vorhang. Kein Bild flimmerte mehr über die Leinwand. Sie war leer.

Suko verließ seinen Platz, kam auf mich zu und umfaßte meine Arme.

»Hast du das gesehen, John? Das war Shao. Mein Gott, sie ist in dieser Welt. Sie ist auf diesem Film…«

Ich nickte. »Ja, ich habe sie gesehen.«

»Und jetzt?«

»Laß mich los, Suko. Wir schauen auf dem Film nach, ob wir dort etwas erkennen können.«

Ich nahm die beiden Spulen ab. Eine mußte Suko halten. Dann suchte ich auf dem Filmstreifen die Szene, die wir vorhin gesehen hatten.

Wir fanden sie nicht.

»Ich werde noch wahnsinnig!« stöhnte Suko. Die Angst um Shao trieb ihm den Schweiß aus allen Poren.

Noch einmal schauten wir nach. Es konnte ja sein, daß wir etwas übersehen hatten.

Die Szene war nicht auf dem Streifen.

Resigniert ließ ich die Spule sinken. So leid es mir tat, aber ich war in diesen Augenblicken ziemlich ratlos.

Suko war mit den Nerven fast am Ende. Noch nie hatte ich ihn so erlebt. Er ließ sich auf einen Hocker fallen, verknotete die Finger ineinander und sprach immer wieder. »Sie ist verloren. Sie ist verloren. Sie hat keine Chance. Wenn wir doch etwas tun könnten.« Er sprang auf. »Hast du denn keine Idee, John?«

In meinen Augen las er die Antwort.

»Schon gut«, sagte Suko. Dann fragte er: »Wo besteht hier die Verbindung?«

»Wir müßten James Potter fragen.«

»Aber der ist…«

Ich winkte ab. »Weiß ich selbst, Suko. Vielleicht ist auch seine Frau informiert. Auf jeden Fall sind wir hier momentan fehl am Platze.«

»Trotzdem sehe ich mir die Leinwand an.«

»Kannst du machen.«

Suko und ich verließen den kleinen Vorführraum. Hastig schritten wir die Treppe hinunter, gelangten in den Zuschauersaal und liefen

auf die Leinwand zu.

Sie lag etwas erhöht. Suko flankte als erster über die Blumenrabatten und legte seine Hände gegen die Leinwand.

»Fest«, sagte er. »Kein Durchkommen, John. Nicht für uns. Verdammt.«

So schnell gab ich die Hoffnung nicht auf. Ich sprang wieder in den Gang.

»Wir fahren zum Krankenhaus«, sagte ich.

Suko nickte. Seine Harley ließ er dort, wo sie gerade stand. Wir nahmen den Bentley, und ich gab Vollgas…

***

Shao gab nicht auf.

Immer wieder stemmte sie sich gegen die würgenden Griffe der fleischfressenden Pflanzen. Über sich sah sie schon die herrlichen Blütenkelche. Weit waren sie geöffnet. Die Blätter hatten Kelche gebildet, die in ihrer Größe den doppelten Umfang annahmen als normal. Trotz ihrer Schönheit stellten sie eine tödliche Gefahr dar.

Die Kelche senkten sich…

»Neiiinnnn!!!« schrie Shao in wilder Panik. »Ich will nicht sterben. Ich will nicht…!«

Wieder schlug sie mit den Händen um sich. Sie traf auch die Kelche, doch denen machten die Schläge nichts aus. Shao verzweifelte, und ihre Kraft ließ immer mehr nach.

Sie war körperlich als auch seelisch am Ende. Das Schicksal schlug erbarmungslos zu.

Die Angst machte sie fast wahnsinnig, führte sie auch hinein in die Lethargie, die einen Tod ankündigt.

Doch plötzlich geschah etwas, was ihr wie ein Wunder vorkam. Sie vernahm ein leises Singen. Die Melodie schwebte ihr entgegen, und sie glaubte, darin ein Kinderlied zu erkennen.

Ein Kinderlied?

War sie schon wahnsinnig?

Die helle, glockenklare Stimme wurde lauter. Auf einmal hörte sie auch Schritte, und Shao gelang es nur mit äußerster Mühe, den Kopf zu drehen.

Da sah sie das Mädchen!

Blondes Haar, ein rotes Kleid, weiße Kniestrümpfe.

Die Kleine aus dem Film.

Sie war da – bei ihr.

Unglaublich…

Shaos Lippen formten Worte. »Helfen Sie mir«, flüsterte sie. »Bitte helfen Sie…«

Sie unterschied nichts mehr. Sie redete das Kind mit Sie an. Shao war

fertig und hoffte nur, daß ihre Worte verstanden wurden.

Das Kind blieb stehen. Aus großen blauen Augen schaute es auf die Pflanze und auf Shao, die dem Tod viel näher als dem Leben war.

»Bitte…«

Das Kind trat vor.

Kleine Hände packten zu, bogen die gefährlichen Fangarme weg, zerknickten sie wie Halme, und im nächsten Moment war die Chinesin frei.

Mit der Pflanze jedoch geschah etwas Seltsames.

Sie verdorrte. Die Blütenkelche schlossen sich. Die Farbe verblaßte, und dann rieselte weißgraue Asche dem Sumpfboden entgegen. Das gleiche geschah mit den Zweigen. Auch von ihnen blieb nur ein Rest Asche zurück.

Das Kind hatte die Pflanze besiegt.

Unvorstellbar!

Shao lag auf dem Boden. Sie atmete schwer. Noch immer konnte sie es nicht fassen, einem grausamen Tod entronnen zu sein. Ein wenig drehte sie den Kopf nach links und sah neben sich die Beine des kleinen Mädchens.

Weiß leuchteten die Kniestrümpfe.

»Danke«, hauchte Shao, »danke…«

»Wollen Sie nicht aufstehen?« fragte die Kleine. »Der Boden ist so naß. Sie werden frieren.«

Die Kleine reichte Shao die Hand. Sie war zart und feingliedrig. Shao ergriff sie und ließ sich hochziehen. Dabei wunderte sie sich, welch eine Kraft das Kind besaß.

Shao stand auf. Sie war größer als das Kind. Die Kleine mußte den Kopf etwas in den Nacken legen, um die Chinesin anschauen zu können.

Die Kleine lächelte.

Auch Shao versuchte ein Lächeln. Es gelang ihr nicht ganz. Verständlich, nach den hinter ihr liegenden Strapazen.

»Wie heißt du?« fragte sie.

»Ich bin Caroline.«

»Und wo kommst du her?«

Die Kleine hob den rechten Arm und deutete nach links. »Von dort, hinter den Hügeln.«

»Ist das dein Zuhause?«

»Was ist das?« Caroline schaute Shao aus großen unschuldigen Augen an.

Die Chinesin atmete tief ein. Sie wußte, daß sie so nicht weiterkommen würde. Aber sie brauchte Informationen. Sie mußte wissen, wo sie sich befand.

Danach fragte sie das Kind.

»Dieses Land hat keinen richtigen Namen«, bekam sie zur Antwort. »Man nennt es nur Land der Verlorenen.«

Sie sagte es mit einer solchen Selbstverständlichkeit, daß es Shao schauderte.

»Warum heißt es so?«

»Ich weiß nicht.«

»Hast du noch Eltern?«

Die Kleine nickte heftig.

»Und wo wohnen sie?«

»In London, Miß. Mein Vater heißt James Potter. Er besitzt ein Kino. Ich kann immer Filme sehen.«

Shao hatte das Gefühl, in den Boden zu versinken. Caroline war die Tochter des Kino-Besitzers. Kaum vorstellbar. Aber wie kam sie hierher?

Wahrscheinlich auf dem gleichen Weg wie ich, dachte Shao. Nur hat sie sich inzwischen an dieses Land der Verlorenen gewöhnt.

»Bist du freiwillig gegangen?« fragte die Chinesin.

»Ich weiß nicht, Miß.«

»Sage Shao zu mir.«

»Gern.«

»Noch einmal, Caroline. Bist du freiwillig gegangen?«

Die Augen des Mädchens wurden noch größer. »Ich mußte das tun, was Daddy sagte.«

Shao erschrak. »Heißt das, dein Vater hat dich in diese Welt geschickt?«

»Ja. Er hat gesagt, mir kann hier nichts passieren. Niemand tut mir etwas zuleide.«

Damit schien sie recht zu haben. Shao brauchte nur daran zu denken, wie das Mädchen sie befreit hatte. Trotzdem verstand sie das alles nicht. Wie kam ein Mann wie Potter dazu, seine Tochter in diese Welt zu schicken? Was hatte er sich davon erhofft?

»Sind noch mehr Menschen gekommen?« fragte Shao.

»Ja – viele.«

»Wo sind Sie jetzt?«

Caroline lächelte. »Möchtest du sie sehen, Shao?«

»Gern. Wenn ich darf.«

»Ich führe dich hin. Sie alle leben hier im Land. Wie auch ich.«

Die Kleine ergriff Shaos Hand. Gemeinsam schritten die beiden los. Die Chinesin verspürte auf einmal keine Angst mehr. Sie hatte zu dem Mädchen Vertrauen gefaßt. Caroline strahlte soviel Sicherheit und auch Überlegenheit aus, daß sich Shao direkt klein dagegen vorkam. Ein Kind in dieser Hölle.

Unglaublich…

Sie stiegen den Hügel hinauf. Schritten vorbei an seltsamen Pflanzen,

und als Shao hinschaute, sah sie, daß sich all die Pflanzen bewegten.

Die Blütenkelche öffneten und schlossen sich, die Zweige schlängelten über den Boden, wühlten ihn auf.

»Wovon ernähren sich diese Pflanzen?« fragte Shao. »Sie fressen doch Fleisch.«

»Es gibt genügend Tiere«, lautete die Antwort.

»Wo? Ich habe keine gesehen?«

»Sei froh. Sie sind oft gefährlich.«

Shao schwieg. Sie und das Mädchen hatten die Hügelkuppe inzwischen erreicht. Von hier aus besaßen sie einen Blick hinunter in ein flaches Tal. Ein Flußlauf durchteilte es und berührte in der Ferne etwas, was die Chinesin als eine Ansiedlung deutete.

»Ist dort eine Stadt?« fragte sie und streckte den rechten Arm weit vor.

»Ja.«

»Wohnt da auch das Monster?«

»Der graue Riese ist überall.«

Rätsel auf Rätsel. Und keines, das gelöst wurde. Wieder einmal stellte sich Shao die Frage, in was sie da hineingeraten war. Im Anfang hatte sie ja noch versucht, nach einer logischen Erklärung zu suchen, doch im Reich der Finsternis und des Grauens kam man mit der reinen Logik nicht voran. Man mußte die Dinge nehmen wie sie waren und nicht fragen, sonst trieb man unweigerlich dem Wahnsinn entgegen.

Von Suko wußte Shao, daß es Hunderte von Parallelwelten gab. Wie groß die jenseitigen Dimensionen waren, konnte man nur schätzen. Und es kam immer wieder vor, daß Menschen in diesen Dimensionen verschwanden und nie mehr gesehen wurden. Unsere sichtbare Welt war ein einziges Nachschublager für die Schwarzblütler aus den anderen Universen.

Shao und Caroline gingen weiter. Das Mädchen fühlte sich hier wohl, auch etwas, das Shao nicht begriff. Die mordgierigen Pflanzen taten ihr nichts und die wilden Tiere wohl auch nicht. Der Himmel zeigte nach wie vor seine grauviolette Färbung. Noch immer war kein Wind aufgekommen, und die Helligkeit schien von einer versteckten Sonne zu stammen, deren Reststrahlung noch über die Hügel und das Land kroch.

Auch die Beschaffenheit des Bodens wechselte. Auf der anderen Seite des Hügels war er sumpfig, hier dagegen trocken, beinahe wüstenartig. Sand knirschte unter den Sohlen der einsamen Wanderer.

Die Vegetation wurde von Schritt zu Schritt spärlicher. Nur noch vereinzelt sah Shao die Sträucher mit ihren prächtigen, aber gefährlichen Blüten. Dafür entdeckte sie nun die Tiere.

Nicht weit von ihnen bewegte sich der Boden. Die Erde brach auf, bröckelte zur Seite weg, und dann erschien eines der in dieser Welt

lebenden Tiere.

Caroline blieb stehen. »Da, jetzt kannst du sie sehen!«

Die Chinesin schaute genauer hin. Ein gewaltiger, wurmartiger Körper durchbrach das Erdreich. Er schimmerte braun, war dick wie ein ausgewachsener Männerschenkel, wurde immer länger und schien kein Ende zu nehmen.

Ein Riesenwurm kroch an die Oberfläche.

»Ist der groß!« flüsterte Shao. Sie begann zu zittern, als sie sah, daß sich der Wurm auf sie zubewegte.

»Er wird uns angreifen«, flüsterte Shao.

»Das glaube ich auch«, sagte Caroline.

»Und warum tun wir nichts.«

»Nur nicht die Nerven verlieren«, sagte das Mädchen wie eine Alte. »Wir ziehen uns zurück. Komm.«

Sie nahm Shaos Hand und lief mit der Chinesin auf einen der wenigen blütentragenden Sträucher zu. Hastig versteckten sie sich hinter diesem Busch.

Der Riesenwurm folgte ihnen. Schnell bewegte er sich über den trockenen Boden.

Auch die Pflanze reagierte.

Es schien ein Ruck durch sie zu gehen, als sie den Wurm sah. Die Äste strafften sich, die Blüten führten ihre seltsamen Bewegungen durch, es schien, als würde die Pflanze auf den Wurm lauern.

So war es in der Tat.

Der riesige Wurm aber hatte nur Augen für die beiden Frauen. Und sie dachte nicht an die Gefahr, in die sie sich begab.

»Jetzt gib acht, was geschieht!« raunte das Mädchen.

Shao nickte.

Unbeirrt steuerte der Wurm sein Ziel an. Er wollte rechts an dem Strauch vorbei.

Es blieb beim Versuch.

Die Zweige wurden zu Fangarmen. Blitzschnell schnappten sie zu. Und wie schon zuvor bei Shao, so drehten sie sich jetzt um den Körper des Riesenwurms.

Der hatte die Gefahr zu spät bemerkt. Er wollte aus der Umklammerung heraus, doch die Pflanze ließ ihn nicht los. Wild peitschte das Schwanzende des Wurms über den Boden. Staub wölkte auf und bildete einen graubraunen Nebel.

»Willst du weiter schauen?« fragte Caroline.

Shao nickte.

Der Staub senkte sich nur langsam. Manchmal erkannte Shao den zuckenden Leib des Riesenwurms. Er kämpfte verzweifelt und war doch chancenlos.

Die Kelche öffneten sich weit. Der größte schnappte zuerst zu. Mit

dem Vorderteil voran verschwand der Riesenwurm in der Öffnung.

»Wo bleibt dieses Tier?« erkundigte sich Shao.

»Es wird sofort aufgelöst. Und die Pflanze hat ihre Nahrung bekommen. Jetzt kann sie wieder für einige Zeit existieren.«

»Du weißt viel«, sagte Shao. »Woher? Wie lange bist du schon hier?«

»Keine Ahnung. Es gibt hier keine Zeit. Hier wird es auch nie dunkel. Wenn die Nacht kommt, bleibt es fast so wie jetzt. Du wirst dich daran gewöhnen, Shao.«

Nie werde ich mich daran gewöhnen, wollte Shao sagen, unterließ es aber. Sie wußte ja nicht, was noch alles kam. Vielleicht mußte sie für immer hierbleiben.

»Was ist denn mit den anderen Menschen geschehen, die in dieses Land gekommen sind?« wollte sie wissen.

»Du wirst es sehen«, antwortete das Mädchen. Mehr sagte es nicht.

»Komm, wir müssen weiter«, bat die Chinesin. Sie wollte diese Stadt am Horizont sehen. Vielleicht fand sie dort Menschen, vielleicht konnte man sich zusammentun und einen gemeinsamen Plan schmieden.

»Es ist ein sehr weiter Weg«, gab Caroline zu bedenken.

»Was macht das schon? Wenn es Rettung gibt…«

»Es wird schwer«, sagte die Kleine nur.

Shao blickte Caroline von der Seite her an, aber das Mädchen schaute nur nach vorn.

Was verbarg sie nur? Welches Geheimnis schleppte sie mit sich herum? Shao würde es irgendwann herausbekommen, da war sie sich sicher.

Dann deutete Caroline zum Himmel. »Da sieh, Shao!«

Auch die Chinesin schaute hoch.

Unter dem grauen Firmament sah sie einige Punkte, die sich hin- und herbewegten.

»Das sind Vögel.«

Caroline nickte. »Ja, Sie haben uns gesehen.«

»Und was geschieht?« Shao war leicht beunruhigt.

»Keine Angst. Sie werden uns nichts tun. Im Gegenteil, sie sind meine Freunde. Paß auf.«

Die Tiere näherten sich in rasender Geschwindigkeit, wurden größer und größer, und Shao glaubte, ihren Augen nicht trauen zu können.

Die Vögel waren regelrechte Riesen. Sie hatten geierartige Köpfe, lange, spitze Schnäbel und ein grauweißes Gefieder. Wenn sie durch die Luft segelten, wirkten sie wie Düsenflugzeuge.

Jetzt breiteten sie die Schwingen aus. Shao staunte. Sie besaßen Flügelspannweiten von mehreren Metern. Elegant setzten die ersten Vögel zur Landung an. Die anderen drei blieben in der Luft und beobachteten.

Staub wallte hoch, als die Tiere mit ihren Klauen über den Boden rutschten.

Caroline lief zu dem ihr am nächsten befindlichen Vogel hin, kniete sich und kraulte seinen Hals. Sie winkte Shao. »Komm doch her, sie tun dir nichts.«

Die Chinesin zögerte noch. Ein Tier flog dicht über sie hinweg. Im Windzug der flatternden Flügel flogen ihre langen Haare.

Was blieb ihr anderes übrig, als Carolines Wunsch nachzukommen? Das Mädchen lächelte sie an. »Sind sie nicht wunderbar, meine kleinen Freunde?«

»Ich weiß nicht.«

»Nimm Platz.«

»Wo?« fragte Shao.

»Auf ihren Körpern. Wir werden mit ihnen fliegen. Sie bringen uns rasch in die Stadt.«

»Ich soll…« Shao tippte sich gegen die Brust.

»Genau.«

Die Chinesin sog scharf die Luft ein. Geritten war sie schon in ihrem Leben, geflogen auch. Aber nicht auf dem Rücken eines Vogels, sondern im Jet.

Caroline machte es ihr vor. »Paß auf, Shao!« rief das Mädchen. »Es ist kinderleicht.« Geschmeidig glitt sie auf den Rücken des Riesengeiers, beugte sich dann vor und hielt sich am Hals des Tieres fest. »So mußt du es machen, Shao.«

»Bleibt mir wohl nichts anderes übrig«, murmelte die Chinesin und näherte sich dem zweiten gelandeten Vogel.

»Keine Angst!« schallte die Stimme des kleinen Mädchens herüber. »Sie tun dir nichts. Ich habe mit Ihnen gesprochen. Sie sind auch deine Freunde.«

Als hätte der Geier die Worte verstanden, drehte er den Kopf und blickte Shao an.

Die Chinesin zuckte zurück, riß sich dann zusammen und kletterte ebenfalls auf den Vogelrücken.

»Bravo, gut gemacht!« rief Caroline. »Jetzt kann nichts mehr schiefgehen. In die Lüfte, meine Freunde. Erhebt euch und fliegt der Stadt entgegen!«

Und die beiden Riesenvögel starteten. Hastig beugte Shao ihren Oberkörper nach vorn, um sich festzuhalten, dann verlor sie bereits den Kontakt mit dem Boden und befand sich wenige Sekunden später hoch oben in der Luft.

Immer höher flogen die Tiere. Sie stießen der grauen Wolkendecke entgegen. Beide flogen dicht nebeneinander, und Shao hörte das Lachen des Mädchens.

Caroline hatte ihren Spaß.

»Ist es nicht herrlich, Shao?« rief sie. Der Wind riß ihr die Worte von den Lippen, so daß die Chinesin nur einzelne Silben verstand.

Nun gewöhnte sich Shao langsam an den Flug. Es machte ihr nichts mehr aus, und der Wind strich wie mit langen Geisterfingern über ihre erhitzte Haut und kühlte das fein geschnittene Gesicht.

Die anderen drei Vögel begleiteten sie. Sie überquerten den Fluß, dann lag wieder das öde, verbrannt wirkende Land unter ihnen.

Die Stadt rückte näher.

Shao starrte geradeaus und versuchte, etwas zu erkennen. Es war schwer, doch von Sekunde zu Sekunde sah sie mehr. Sie unterschied mehrere Türme von verschiedener Höhe, die sie an Schornsteine erinnerten. Auch diese Türme waren braun und wirkten ebenso verbrannt wie das Land.

Zwischen den Türmen waren die Wege schmal, und Staub hing schleierartig darüber.

Aber wo waren die Menschen?

Die Vögel gingen tiefer. Shao und das Mädchen glitten dicht über die ›Schornsteine‹ hinweg.

Gähnende Finsternis drängte ihnen aus den Schloten entgegen.

Die Chinesin schauderte.

Ohne Übergang erfolgte die Landung. Die Tiere sackten ab wie ein Flugzeug, das in ein Luftloch gerät.

Unwillkürlich schrie Shao auf. Doch bald beruhigte sie sich, denn die Riesenvögel hatten trotz der ungewohnten Anflugtechnik eine sanfte Landung hingekriegt.

Shao und Caroline stiegen ab. Die Augen des kleinen Mädchens blitzten. »Na, wie hat es dir gefallen?«

»Es geht.«

Das Mädchen lachte. »Keine Angst, ich bin bei dir.«

Wie sich das anhörte, aber es stimmte. Die Kleine war Shaos Beschützerin.

»Ich danke euch«, sagte Caroline. Die Vögel schienen die Worte verstanden zu haben. Sie erhoben sich und flogen davon.

»So«, sagte das Kind, »jetzt bist du in der Stadt.«

»Ja, jetzt bin ich in der Stadt«, wiederholte Shao die Worte. »Aber wo sind die Menschen?«

»Du willst sie sehen?«

»Natürlich.«

»Dann komm bitte mit.«

Caroline führte die Chinesin auf einen der Türme zu. Von unten wirkten sie noch gewaltiger als aus der Luft. Und Shao sah, daß jeder Turm einen schmalen Eingang besaß.

Carolines Gesicht war ungewöhnlich ernst, als sie Shao an einen der Eingänge bat. »Sie leben in diesen Türmen«, erklärte sie.

Die Chinesin verspürte plötzlich eine ungeheure Nervosität. Sie rechnete damit, etwas Schreckliches vor die Augen zu bekommen, trat einen halben Schritt über die Schwelle und schaute sich um.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis sich ihre Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten.

Dann aber konnte sie sehen – und erkennen.

Sechs Menschen befanden sich in diesem Turm. Aber es waren keine lebenden Menschen mehr.

Man hatte sie in Mumien verwandelt.

Da wußte Shao, welches Schicksal auch ihr bevorstand…

***

Ich mag Krankenhäuser nicht. Mich stören die hohen, langen Gänge, der eigentümliche Geruch, die ernsten Gesichter der Ärzte, die Hektik der Krankenschwestern und manchmal die verweinten Augen der Besucher.

All diese Dinge trugen nicht gerade dazu bei, meinen Optimismus zu steigern.

Schon an der Anmeldung wollte man Suko und mich zurückhalten. Doch mit meinem Spezialausweis verschafften wir uns Einlaß.

»Ja, ich weiß von wem Sie reden, Sir«, sagte er und strich über seine wenigen Haare. »Das ist sicher Dr. Flaherty, der ihn unter seine Fittiche genommen hat. Und da ist er sehr gut aufgehoben, Sir.«

»Wo finden wir ihn?«

»Ich kann ihn rufen lassen.«

»Nein, wir wollen zu Ihrem Wunderdoc.«

»Fahren Sie mit dem Lift in den dritten Stock. Wenden Sie sich dann nach links, und gehen Sie auf die Glastür zu, wo Abteilung C beginnt. Dahinter liegen auch die Zimmer von Doc Flaherty und seinen Mitarbeitern.«

»Wir danken Ihnen.«

Ich holte den Aufzug nach unten.

Suko zog die Tür auf. Wir betraten den Lift und stiegen wenig später in der dritten Etage aus.

Hier roch es auch nicht besser. Vielleicht kam noch der Geruch von Bohnerwachs hinzu. Die Gänge waren kahl. Unter der Decke schaukelten Kugellampen. Es herrschte Nachtruhe. Wir hatten die Glastür längst aufgestoßen und suchten jetzt das Zimmer von Doktor Flaherty.

Wir fanden es drei Türen weiter.

Ich klopfte.

»Come in.«

Der Arzt stand neben einem Waschbecken und rieb sich die Hände trocken. Er war ziemlich groß, hatte ein hageres Gesicht und dunkle

Bartschatten. Der Mund wirkte verkniffen, die Augen blickten etwas kalt.

»Sie sind Oberinspektor Sinclair?« fragte er mich.

»Ja.« Ich stellte Suko vor.

Der Arzt verzog das Gesicht, sagte aber nichts, und ich merkte, wie Suko anfing zu kochen. Vielleicht wunderte sich Doktor Flaherty, daß ich Suko als meinen Mitarbeiter vorgestellt hatte.

»Sie wissen, weshalb wir hier sind?« fragte ich.

»Ja, es geht um Potter.«

»Genau.«

Flaherty erfrischte sich mit einem herben Männerparfüm und sagte dabei: »Ich habe ihm die Kugel herausgeholt. Sie ist aus Silber, und ich möchte sie gern als Andenken behalten. Also wie gesagt, ich habe ihn operiert, und meiner Meinung nach hat er eine Überlebenschance. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Können wir mit Potter reden?« fragte ich.

Der Arzt drehte die Flasche zu. »Ausgeschlossen, Mr. Sinclair. Er liegt im Tiefschlaf. Wir müßten ihn künstlich erwecken, und so etwas könnte katastrophale Folgen haben.«

»Aber ich muß mit ihm reden.«

»Nein.«

Ich warf Suko einen Blick zu. Er schaute betreten zu Boden. Schließlich ging es um seine Shao. Ich konnte verstehen, wie es in Suko aussah.

»Hat er in Narkose geredet?« wollte ich von dem Arzt wissen. »Hat er irgend etwas gesagt, das vielleicht wichtig sein könnte?«

»Nein.«

»Denken Sie nach.« Meine Stimme klang schärfer. Ich ärgerte mich darüber, wie wenig kooperationsbereit sich dieser Mann zeigte.

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß er nichts erzählt hat. Warum reicht Ihnen das nicht?«

»Nun gut, Herr Doktor. Sie bleiben dabei, daß ich ihn nicht sprechen kann?«

»Ja, dabei bleibe ich.«

»Kann ich ihn sehen?«

»N – Nein!«

Diese Antwort kam mir nun ein wenig zu zögernd. »Also ja«, sagte ich und ging schon zur Tür. »In welchem Zimmer liegt er?«

»Ich habe doch nein gesagt!« schrie der Doc mich an.

»Wirklich?« Wir schauten uns ins Gesicht. Dann senkte Doktor Flaherty die Augenlider. »Okay, Sie können ihn sehen.«

Wir verließen den Raum.

Potters Zimmer lag auf dem gleichen Gang. Allerdings auf der anderen Seite.

Der Arzt klopfte an. Schritte näherten sich, und eine Schwester öffnete. Sie hielt Wache.

»Alles in Ordnung, Herr Doktor«, meldete sie und bedachte uns mit einem fragenden Blick.

Für eine Sekunde konnte ich in das Zimmer sehen.

Außer dem Kranken und der Nachtschwester war noch jemand anwesend: Mrs. Potter.

Sie saß neben dem Bett, schaute aber jetzt zur Tür, sah mich und erschrak.

Ich aber hatte eine Idee. Wenn der Mann mir schon keine Auskünfte geben konnte, dann vielleicht die Frau.

»Mrs. Potter«, rief ich leise. »Darf ich Sie kurz sprechen.«

»Was wollen Sie von ihr?« fragte Flaherty.

»Ein paar Fragen stellen.«

Mrs. Potter kam. Sie hatte verweinte Augen und war in den letzten Stunden um Jahre gealtert. Sie tat mir plötzlich leid. »Kommen Sie«, sagte ich und legte eine Hand auf ihre Schulter. »Ich will nur einige Minuten mit Ihnen sprechen. Wo möchten Sie hin, Mrs. Potter? In ein Café? Oder sollen wir im Krankenhaus bleiben?«

»Ich muß im Hause bleiben.«

»Okay.«

Auf jeder Etage gab es Sitzecken oder Sitzgruppen. Wir ließen uns in einer nieder. Die Polster waren schon ausgesessen, und ich sank tief ein.

Mrs. Potter saß mir gegenüber. Schmal, verhärmt, die Hände gegeneinander gelegt.

»Ihr Mann wird durchkommen«, sagte ich.

»Das hat der Arzt auch gesagt«, erwiderte sie. »Aber ich kann noch nicht so recht daran glauben.«

»Warum nicht?«

»Wir haben bisher immer nur Pech gehabt«, gab sie zu. »Ein bescheidenes Leben.«

»Wollen Sie uns helfen, Mrs. Potter?« fragte ich.

»Wobei?«

»Es geht um die verschwundene Chinesin. Ich bin sicher, Mrs. Potter, daß Sie uns mit Informationen helfen können. Liege ich damit falsch?«

»Nein.«

»Und warum reden Sie nicht?«

»Ich – ich kann nicht.«

Ein viereckiger Tisch trennte uns. Ich hob den Kopf und schaute der Frau ins Gesicht. »Es geht um das Leben eines Menschen«, sagte ich ernst. »Sie haben es in der Hand, einen Teil des Rätsels zu lösen, Mrs. Potter.«

»Wenn ich Ihnen die Wahrheit sage, sind meine Tochter und mein

Mann verloren.«

Ich sah plötzlich Tränen in ihren Augen schimmern, aber ich konnte jetzt nicht nachgeben. Nicht nur Shao war verschwunden, auch andere. Ted Summer hatte mir von seiner Freundin Linda Long erzählt. Mit Shao waren dies allein schon zwei Personen, die ich kannte. Wie viele kamen noch hinzu?

»Bitte, Mrs. Potter, Sie müssen uns erzählen, was Sie wissen. Sie retten dann nicht nur sich, sondern auch andere.«

»Und meine Tochter?«

»Was ist mit ihr?«

Sie schrie mich plötzlich an, und ihre Stimme hallte an den Wänden wider. »Auch sie ist drüben. Sie ist gefangen von diesen anderen, diesen…« Speichel sprühte mir ins Gesicht. Mrs. Potter sprach nicht mehr weiter. Sie schlug die Hände vors Gesicht und begann zu weinen. Ihre Schultern bebten.

Suko und ich schauten uns an.

Mein Freund nickte. »Das kleine Mädchen, das in dem verdammten Film mitspielt, ist ihre Tochter.«

»Mein Gott«, flüsterte ich. Jetzt verstand ich die Frau. Irgend jemand übte einen gewaltigen Druck auf sie und ihren Mann aus. Mrs. Potter hatte Angst, etwas zu sagen.

Aber ihr Schweigen brachte uns nicht weiter. Und ihrer Tochter half sie damit auch nicht. Das mußte ich ihr unbedingt klarmachen.

Ich ließ einige Minuten verstreichen, bis sich die Frau wieder beruhigt hatte. Zwischendurch tauchte Doktor Flaherty auf. Er hatte das Schreien gehört, doch ich konnte ihn beruhigen. Er zog wieder ab, aber sein Gesichtsausdruck blieb skeptisch.

Mit meinem Sessel fuhr ich ganz nahe an sie heran. Ich faßte nach ihrer Hand.

Sie blickte mich an. Ihre Augen schwammen noch im Tränenwasser.

Ich versuchte ein Lächeln. »Mrs. Potter«, sagte ich leise. »Springen Sie einmal über Ihren eigenen Schatten. Darum möchte ich Sie um alles in der Welt bitten. Tun Sie sich, Ihrer Tochter, mir und all den anderen Gefangenen, die ebenso unglücklich sind, den Gefallen und reden Sie. Es ist wichtig.«

Meine eindringlichen Worte verfehlten die Wirkung nicht. »Meinen Sie, Sir?«

»Ja, das meine ich. Und daran glaube ich auch fest, Mrs. Potter. Ich gebe Ihnen mein Wort.«

»Aber die anderen sind stark und gefährlich.«

»Auch wir sind nicht zu unterschätzen, Mrs. Potter. Mein Freund und ich haben es uns zur Aufgabe gemacht, die Mächte, die Ihre Tochter geraubt haben, zu bekämpfen. Und wir haben bisher zahlreiche Erfolge errungen.«

»Ich will versuchen, Ihnen zu helfen«, flüsterte sie.
»Fein.« Ich lächelte.
»Haben Sie eine Zigarette?« fragte sie mich.
»Natürlich.« Ich klopfte ein Stäbchen aus der Packung und reichte es rüber.
Sie nickte dankbar. Mein Feuerzeug schnickte auf. Ich selbst rauchte nicht. Ich war dabei, meinen Zigarettenkonsum zu reduzieren. Ein verbeulter Aschenbecher aus Blech stand auf dem Tisch.
Mrs. Potter war aufgeregt. Die Hand, in der sie die Zigarette hielt, zitterte. Ihre Zungenspitze fuhr über die spröden Lippen. Tief sog sie den Rauch ein und ließ ihn dann aus den Nasenlöchern wieder ausströmen. Ich sah förmlich, daß es hinter ihrer Stirn arbeitete. Sie suchte den roten Faden, damit sie beginnen konnte.
»Es war so«, fing sie an. »Mein Mann und ich leiteten das Odeon-Kino. Und Sie wissen selbst, Mr. Sinclair, daß das Fernsehen die Filmtheater in die Pleite getrieben hat. Wir blieben auch nicht verschont. Die Zuschauerzahlen wurden rückläufig. Immer weniger kamen, die Verleiher forderten mehr Geld, und schon bald mußten wir uns auf zweit- und drittklassige Filme beschränken. Von den Verleihern waren wir ganz unten eingeordnet worden. Den Kinos geht es jetzt besser, aber davon profitieren nur die großen Filmpaläste.«
Sie nahm wieder einen Zug aus ihrer Zigarette und stäubte die Asche ab. Dann sprach sie weiter.
»Eines Tages – es mag jetzt ungefähr ein halbes Jahr her sein? meldete sich ein Mann bei uns an. Er kam nach der Abendvorstellung und nannte sich Gray. Der Kerl kam mir komisch vor, aber da er James ein Geschäft vorgeschlagen hatte, ließen wir ihn ein. Er kam ziemlich schnell zur Sache. Er wollte, daß wir nur bestimmte Filme in unserem Kino spielen. Zumeist Horror-Filme. Er wollte die Kopien besorgen, und wir brauchten uns um nichts weiter zu kümmern.«
»Kam Ihnen das nicht seltsam vor?« fragte ich.
»Natürlich, das sagten wir ihm auch. Aber er lachte nur und meinte, wir sollten uns nicht so anstellen. Meinem Mann gelang es schließlich, eine Bedenkzeit herauszuholen. Gray zeigte sich einverstanden. Er gab uns eine Woche. James und ich überlegten hin und her, während wir weiterhin die billigen Sexstreifen vorführten und die Zuschauer ausblieben. Schließlich war mein Mann bereit, auf den Vorschlag einzugehen. Ich nicht. Mir kam die ganze Sache noch immer nicht geheuer vor. Für mich war dieser Gray ein Krimineller. Ich hatte zahlreiche Krimis gelesen, dachte an Spionage oder so etwas. Aber mein Mann wollte das Angebot annehmen. Wir stritten uns. Endlich gab mein Mann klein bei. Als Gray dann kam, stellten wir ihn vor vollendete Tatsachen. Er sagte nichts, sondern lächelte nur. Schließlich meinte er, daß wir ihn noch betteln würden, seine Filme

spielen zu dürfen. Wir dachten natürlich an die Kinoflaute, aber nicht an das, was einige Wochen später folgte. Caroline, unsere neunjährige Tochter, war plötzlich verschwunden. Sie kam vom Spielen nicht mehr zurück. Wir schalteten die Polizei ein, eine große Suchaktion wurde gestartet, von unserer Tochter keine Spur. Wir und die Polizei hatten die Hoffnung bereits aufgegeben, da tauchte eines Abends dieser Gray wieder auf. Er trug eine Filmrolle unter dem Arm und fragte uns zynisch lächelnd, ob wir nicht bereit wären, uns mit ihm zusammen einen Film anzuschauen. Mein Mann wollte ihn rausschmeißen, doch dann erwähnte er den Namen unserer Tochter.«

Mrs. Potter schluckte und hörte auf zu reden. Die Erinnerung übermannte sie. Tränen schimmerten in ihren Augen. Sie bat wieder um eine Zigarette, die sie auch bekam. Als sie brannte, berichtete sie weiter.

»Gray, mein Mann und ich gingen in den Kinoraum. Dort sahen wir uns dann seinen Film in einer Privatvorstellung an. Es war der Streifen ›Blutige Nächte‹, das Schlimmste, was ich je in meinem Leben gesehen habe. Wir sind von ihm gezwungen worden, uns den Film bis zum Schluß anzusehen. Es waren Szenen darin, die an Grausamkeit kaum noch zu überbieten sind. Und überall spielte unsere Tochter mit. Dieses kleine, neunjährige Mädchen war die Hauptperson in dem Hexenkessel aus Chaos und Schrecken. Gray war ein Zyniker. Er spielte uns den Film zum zweitenmal vor. Ich war mit meinen Nerven völlig am Ende. Mein Mann bekam einen Wutanfall. Er stürzte sich auf ihn, doch Gray war eiskalt. Er ›fesselte‹ ihn mit einem kalten, magischen Flammenring. So etwas habe ich noch nie erlebt, Mr. Sinclair, das können Sie mir glauben. Dann stellte er seine Bedingungen. Wenn wir den Film nicht spielten, würde unsere Tochter sterben. Gingen wir jedoch auf seine Vorschläge ein, passierte ihr nichts. Wie hätten Sie sich entschieden, Mr. Sinclair? Ich weiß nicht, ob Sie selbst Kinder haben, aber…«

Ich legte der Frau meine Hand auf den Arm und sagte: »Ich hätte ebenso gehandelt wie Sie, Mrs. Potter.«

»Warum sollte der Film aufgeführt werden?« wollte Suko wissen. »Was hatte dieser Gray damit vor?«

»Er wollte Menschen haben. Und zwar für eine ganz bestimmte Sache. Welche, das wußten wir beide nicht. Aber es mußte sich um etwas Schreckliches handeln. Außerdem, so gab er bekannt, befände sich hinter der Leinwand ein Dimensionator. Was das ist, wußte ich nicht, dann aber sah ich, wie Zuschauer durch die Leinwand verschwanden. Außerdem drang während des Films ein Nebel aus der Leinwand, der die anderen Zuschauer betäubte wie Rauschgift, so daß sie alles vergessen hatten, wenn sie das Kino verließen. Man kann sich das gar nicht vorstellen.«

Ich nickte. »Das glaube ich Ihnen gern, Mrs. Potter. Ich hätte allerdings noch ein paar Fragen an Sie. Hat dieser Gray noch irgend etwas zu Ihnen gesagt? Hat er mehr über die Verschwundenen erzählt? Was mit ihnen geschieht, zum Beispiel?«

»Nein – nichts.«

»Überlegen Sie genau.«

»Er erzählte mal von Mumien und Zwergen, aber das hatte bestimmt mit dieser Geschichte nichts zu tun.«

Ich hob die Schultern. Wer konnte das wissen? Vielleicht, vielleicht aber auch nicht.

»Der Mann hieß Gray, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und einen anderen Namen hat er nicht genannt?«

»Wie meinen Sie das, Sir?«

»Das ist ganz einfach. Wie Sie erzählten, hat er Ihren Mann auf magische Weise gefesselt.«

»Dann war er ein Zauberer«, sagte Mrs. Potter.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Mrs. Potter. Dieser Gray ist ein Dämon.«

»Was?«

»Ja, Mrs. Potter. Es gibt Dämonen und Geister. Und sie sind sehr, sehr mächtig. Glauben Sie mir.«

Suko nickte bestätigend.

»Mein Gott!« flüsterte die Frau. Ihre Augen wurden groß vor Angst. »So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht. Ich wollte es aber nie wahrhaben. In was sind wir da nur hineingeraten«, murmelte sie. »Grausam.«

»Und Ihnen fällt wirklich nichts mehr dazu ein?« forschte ich noch einmal.

»Doch, Mr. Sinclair, mir fällt etwas ein. Als er meinem Mann die magischen Fesseln anlegte, sagte er: ›Belphegor betrügt man nicht…«

***

Da hatten wir den Namen.

Belphegor!

Suko und ich schauten uns an. Erinnerungen wurden wach. Erinnerungen an die Teufelsschule und den Hexer mit der Flammenpeitsche. An einen frostkalten Winter, an einen mörderischen Kampf gegen den Dämon Belphegor. Wir hatten den Kampf zwar gewonnen, aber Belphegor damals nicht besiegen können.[2] Er hatte Rache geschworen, und ich vergaß ihn, da neue Gegner, wie der Schwarze Tod oder Myxin, der Magier, aufgetaucht waren. Aber er war noch da.

Wir hatten den Beweis!

Suko blies die Luft aus. »Da steht uns noch was bevor«, sagte er.
Und ich meinte: »Dabei bin ich nicht sicher, ob wir ihn auch schaffen. Belphegor ist brandgefährlich.«
»Sie kennen ihn?« fragte Mrs. Potter.
»Leider«, erwiderte ich.
»Der Name ist ein wenig komisch. So ausländisch klingt er. Ich weiß auch nicht…«
»Er ist ein Dämon, der vor vielen Jahren in Frankreich sein Unwesen getrieben hat. Er taucht immer wieder in der Geschichte auf. Nur was er jetzt vorhat, ist uns ein Rätsel. Auf jeden Fall braucht er Menschen. Frage: wofür?«
»Wir kriegen es heraus.« Suko erhob sich und blickte sich um. »Denkst du das gleiche wie ich, John?«
»Wahrscheinlich.«
»Ich verstehe nicht«, sagte Mrs. Potter.
»Das werden Sie gleich«, erwiderte ich. »Denn Sie müssen uns noch weiter helfen.«
»Aber wie kann ich…?«
»Das möchte ich Ihnen ja erklären, Mrs. Potter. Mein Freund und ich werden versuchen, Ihre Tochter und seine Freundin zu befreien…«
»Sie wollen…«
»Ja, wir wollen. Aber um die beiden wieder in diese Welt zu holen, müssen wir erst in die andere Dimension hinein, Mrs. Potter.«
»Sie wollen sich tatsächlich in diese Gefahr begeben?« fragte sie erstaunt.
»Klar. Aber Sie müssen uns dazu eine Privatvorstellung geben. Sind Sie bereit?«
»Wenn ich kann… ich meine, natürlich kann ich. Falls Ihnen das nicht zu gefährlich ist.«
»Das ist unser Berufsrisiko«, gab ich zur Antwort. »Was ist, machen Sie mit?«
»Ja.«
»Ich danke Ihnen, Mrs. Potter. Ihren Mann können Sie hier lassen. Er befindet sich in guter Obhut. Wir aber sollten so rasch wie möglich zu Ihnen fahren, damit alles über die Bühne läuft.«
»Natürlich.«
»Sind Sie mit einem Wagen gekommen?«
»Ein Taxi hat mich hergebracht.«
»Dann fahren Sie mit uns.«
Auf dem Weg zum Ausgang trafen wir Doktor Flaherty. »Es ist alles in Ordnung«, beruhigte ich ihn, als ich sein fragendes Gesicht sah.
»Natürlich.«
Ich fuhr. Suko hatte neben mir Platz genommen. In seinem Gesicht zuckte es. Ich wußte, woran er dachte. Schließlich war mir bekannt,

wie er zu Shao stand. Die Angst um sie machte ihn fast wahnsinnig.
Die Strecke schaffte ich in Rekordzeit.
Dann liefen wir in das Kino. Während die Frau den Film einlegte, steckten wir unsere Waffen ein. Anschließend begaben wir uns in den Zuschauerraum und nahmen in der ersten Reihe Platz.
»Kann ich starten?« rief Mrs. Potter.
»Ja!« Meine Antwort hallte durch den leeren Raum.
Wenig später lief der Film an. Wir warteten einige Minuten, dann gab ich Suko das Zeichen. Ein Sprung brachte uns in Leinwandhöhe.
»Jetzt müßte es gehen«, flüsterte mein Freund.
Vor mir sah ich riesengroß ein graues Monster. Ich holte noch einmal tief Luft, ballte die Hand zur Faust und warf mich nach vorn.
Ich fiel gegen die Leinwand – und hindurch…
Das transzendentale Tor hatte mich geschluckt!

***

Die Mumien lehnten an der Wand. Sie bildeten dort einen Halbkreis. Furchtbar alt sahen sie aus, gräßliche, zerfurchte Gesichter, stecknadelkopfgroße Augen, eine lappige Haut, kleine Arme und Beine.
Es war ein Bild des Schreckens.
Im ersten Augenblick verstand Shao das alles nicht. Sie sah die Mumien zwar an, aber sie setzte den Anblick nicht um.
Als es dann soweit war, wurden ihr die Knie weich.
Shao zitterte wie eine alte Frau. Ihr Kinn sank der Brust entgegen, ein tiefer Atemzug entrang sich ihrer Brust, dem ein schweres Seufzen folgte.
Ihr schwindelte.
Caroline schien zu merken, was mit Shao geschah. Plötzlich fühlte die Chinesin kleine Hände in ihrem Rücken, die sie abstützten und ihr Halt und Sicherheit gaben.
»Komm, Shao«, sagte die Kleine, »das ist wirklich nichts für dich.«
Aber Shao konnte sich von dem Anblick der Mumien nicht lösen. Sie stand wie unter einem Bann.
Die Mumien waren häßliche Geschöpfe. Sie rollten mit den Augen, öffneten die trockenen, lappigen Lippen und zischten Shao an. Dann streckten sie ihre kleinen Arme aus.
»Komm nur näher! Ah, eine Neue. Bald wirst du zu uns gehören. Bald… Belphegor wird sich ihrer annehmen. Nein, erst der Graue… wer weiß… Sie ist schön. Vielleicht will Belphegor sie allein haben. Unsinn, auch wir waren schön…«
Die Worte wurden Shao von mehreren Mumien entgegengezischt. Sie hörte sie deutlich, und die Angst kroch wie schleichendes Gift in ihrem Innern hoch.

Sie – als nächstes Opfer? Das durfte nicht sein. Nein, das war unmöglich. Sollte sie dann ebenso aussehen wie die schrecklichen Zwerge?

Die kleinen Hände an ihren Hüften drückten stärker zu. »Komm, Shao, du darfst nicht auf sie hören…«

Caroline mußte ziemlich viel Kraft aufwenden, um Shao wegzuziehen. Sie schaffte es kaum. Der Anblick dieser Mumien hatte Shao gebannt und abgestoßen zur gleichen Zeit.

Sie torkelte vor den Eingang. Ihre Blicke flogen an dem Kind vorbei und waren in eine unauslotbare Ferne gerichtet. Shao konnte es nicht verarbeiten.

»Diese Mumien«, sagte sie.

Caroline berichtigte sie. »Es sind keine Mumien, Shao…«

»Sondern?«

»Es sind Zwerge, Shao. Bösartige, gemeine Kreaturen, die einmal Menschen waren.«

»Warum wurden sie zu Zwergen?« fragte Shao flüsternd.

»Ich weiß es nicht…«

Shao atmete tief ein. »Aber es muß doch einen Grund geben«, murmelte sie.

»Ja, den gibt es«, erwiderte Caroline ernst.

»Und welchen?«

»Ich weiß es nicht.« Caroline schaute Shao aus ihren großen Augen so unschuldig an, daß die Chinesin unwillkürlich lächeln mußte. Ob sie wollte oder nicht.

Das Mädchen begriff noch gar nicht, was hier geschah. Es interpretierte all die Geschehnisse noch aus seiner kindlichen Welt, was völlig normal war.

Aber was lief hier wirklich ab? In dieser schrecklichen Parallelwelt. Details wußte Shao nicht. Aber die Hauptsache war ihr klar. In diese Welt wurden Menschen verschleppt, um hier zu Zwergen gemacht zu werden. Wie auch immer.

Und ihr stand das gleiche bevor!

Über ihr weiteres Schicksal machte sich die junge Chinesin keinerlei Illusionen. Sie hatte gesehen, was mit den anderen geschehen war, und warum sollte man sie schonen.

Aber da war noch die Kleine. Sie hatte offenbar Narrenfreiheit. Ihr tat niemand etwas. Warum? Wieso bewegte sich dieses Kind völlig normal in dieser Welt?

Shao fragte Caroline danach.

Sie hob nur die schmalen Schultern. »Ich weiß es auch nicht«, erwiderte sie. »Der Graue ist mein Freund.«

»Das… das Monster?«

»Ja.«

»Und du hast keine Angst?«
Jetzt lächelte das Kind. »Nein. Ich komme gut mit ihm aus.«
Ja, Caroline kam gut mit diesem grauen Riesen aus. Bisher hatte Shao ihn nur auf der Leinwand gesehen, aber sie war sicher, daß er ihr irgendwann einmal begegnen würde. Und davor hatte sie jetzt schon schreckliche Angst. Allein der Gedanke daran erzeugte bei ihr eine Gänsehaut und ließ ihre Knie weich werden.
Wann fand die Begegnung statt?
»Wird der graue Riese kommen?« erkundigte sie sich.
Caroline nickte ernst. »Bestimmt sogar.«
»Heißt er Belphegor?« fragte Shao weiter.
»Nein, das ist ein anderer. Sie sprechen nur alle von ihm. Gesehen habe ich ihn auch noch nicht. Man sagt aber, daß er ein mächtiger Dämon ist. Und ihm gehört dieses Reich. Er wacht darüber, daß aus den Menschen Zwerge werden.«
»Welche Aufgabe haben sie?«
»Das weiß ich auch nicht, Shao. Vielleicht warten sie hier nur, damit sie abgeholt werden.«
»Abgeholt?«
»Kann doch sein. Aber ob das stimmt, weiß ich nicht. Das habe ich mir eigentlich nur so ausgedacht.«
Vielleicht kommst du der Wahrheit dabei ziemlich nahe, dachte die Chinesin. Doch sie schwieg und schaute sich um.
Ihr Blick ging nach oben. Dort kreisten noch immer die seltsamen Vögel. Sie kamen Shao vor wie die Wächter dieser geheimnisvollen Stadt. Die Türme stachen als große Zigarren in den grauen Himmel. Zwischen ihnen gab es keine Verbindungsgänge, auch keine anderen Hütten oder Häuser. Nur braungrauer Staub, der aufgewirbelt wurde, wenn irgendjemand ein paar Schritte machte.
Im Film hatte Shao einen Friedhof gesehen. Hier war keiner zu entdecken.
Sie fragte Caroline danach.
»Einen Friedhof habe ich auch noch nie gesehen«, gab das kleine Mädchen zu.
»Sollen wir gehen?«
Caroline lachte. »Wohin?«
»Das weiß ich nicht. Aber hier möchte ich nicht bleiben. Verstehst du das?«
»Nein. Wir müssen hierbleiben, denn bald kommt er, um dich zu sehen.«
»Du meinst Belphegor?« Shaos Herz klopfte plötzlich schneller.
»Nein, der Graue.«
Das Monster also. Shao spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Die Angst wuchs. Wenn das Monster kam, dann gab es für sie kein

Entkommen mehr. Es würde zuschlagen. Und Shao hatte genau gesehen, was mit den anderen geschehen war.

Man würde sie ebenfalls zu einem Zwerg machen!

Allein der Gedanke daran trieb die Panik in ihr hoch. Caroline merkte wohl, was mit ihr geschah, denn sie faßte vertrauensvoll nach ihrer Hand.

»Du darfst nicht soviel Angst haben, Shao. Bitte, das Monster tut uns nichts.«

Die Chinesin lachte bitter. »Du brauchst keine Angst zu haben. Aber ich…«

»Laß uns gehen.« Die Kleine wechselte das Thema.

»Wohin?«

»Durch die Stadt.«

Shao schüttelte den Kopf. »Ich will nicht. Ich will nicht mehr in die Türme.«

»Das brauchst du auch nicht.«

Caroline hatte die Chinesin überzeugt. Shao brachte ihr jetzt Vertrauen entgegen.

Sie schritten nebeneinander her. Shao hatte den Kopf gesenkt, schielte aber hin und wieder nach rechts und links. Wenn sie einen Turm passierten, rieselte ein Schauer über ihren Rücken.

Manchmal sah sie auch die Augen der zwergenhaften Mumien. Ihr wurde bewußt, daß man sie belauerte. Die anderen sahen in ihr bereits das nächste Opfer.

Schrecklich…

Die Stadt war nicht groß. Dahinter begann wieder das wüstenartige Land und verschmolz mit dem Horizont zu einer graubraunen Schicht.

Weit entfernt tanzten Staubschleier über dem Boden. Sie bildeten regelrechte Spiralen, aber von dem grauen Monster sah die Chinesin nichts.

Die Zeit verrann.

Schließlich landeten sie wieder dort, wo Shao zum erstenmal den Turm betreten hatte.

»Jetzt hast du alles gesehen«, meinte Caroline.

Shao nickte.

Im gleichen Moment hörte sie links neben sich ein Geräusch. Hastig wandte Shao den Kopf.

Aus der Deckung eines Turms löste sich eine Gestalt. Vor Schreck übersprang Shaos Herz einen Schlag.

Vor ihr stand der graue Riese!

***

Lautlose Lichtexplosionen hüllten mich ein. Grell rissen sie hin und wieder die dicke Schwärze auf, die uns umgab. Wir fielen. Rasch,

langsam – ich wußte es nicht.

Ich sah neben mir nur Suko und dessen verzerrtes Gesicht. Dann hatte ich das Gefühl, als würden tausend unsichtbare Arme an mir reißen und mich in einen engen Tunnel zerren.

Ich fiel schneller. Ich drehte mich um die eigene Achse, sah Nebelfetzen an mir vorbeifliegen und freute mich über das Gefühl der fantastischen Schwerelosigkeit.

So mußte es Raumfahrern ergehen, wenn sie im All spazieren gingen.

Dann war alles vorbei.

Urplötzlich gab es einen gewaltigen Ruck, ein stechender Schmerz in meinem Schädel – ich kam zur Ruhe.

Im nächsten Moment wich die Dunkelheit.

Es wurde hell.

»Gut gelandet?« Es war Suko, der da fragte.

»Mal sehen«, erwiderte ich, öffnete die Augen und schaute mich um.

Zuerst einmal stellte ich fest, daß ich atmen konnte. Das heißt, die Luft erhielt meine Lebensfähigkeit. Das war sehr wichtig. Als zweites fiel mir die Hitze auf. Sie war mit einer Treibhausluft zu vergleichen, diese drückende, atembeklemmende Schwüle, die von keinem Windhauch unterbrochen wurde.

Ich starrte in den Himmel.

Bleigrau wirkte er, nur hin und wieder von violetten Streifen durchzogen. Unter meinen bloßen Händen spürte ich den Sand. Er rieselte durch meine Hände.

Ich setzte mich auf.

Suko stand schon. »Wie in der Wüste Gobi«, lautete sein trockener Kommentar.

»Dann hast du vielleicht das Glück und triffst auf Landsleute.« Ich stand ebenfalls auf.

»Das ist wohl nicht drin«, erwiderte Suko. Er hustete, weil ihm Staub in die Kehle gedrungen war. Dann streckte er seinen Arm aus. »Da hinten muß eine Stadt liegen«, sagte er.

»Und hinter uns ein Fluß.«

Der Chinese drehte sich. »Wirklich?«

Es war tatsächlich ein Wasserlauf, der an uns vorbeischoß und auf die Stadt zufloß. Ich ging ein paar Schritte und erreichte das Ufer.

Das Wasser sah seltsam aus. Ich wurde an Quecksilber erinnert. Es besaß die gleiche helle Farbe, und die Fließgeschwindigkeit war erheblich reduziert. Schwerfällig strömte der Fluß an uns vorbei.

Suko war neben mich getreten. »Wir sollten diesem Fluß folgen«, bemerkte er.

»Du willst in die Stadt?«

»Ja.«

Ich schaute hinüber und sah nur die Türme, die mich irgendwie an

gewaltige Schornsteine erinnerten. Ihre Spitzen schienen den grauen Himmel zu berühren.

»Wie weit ist es wohl?« fragte Suko.

»Etwa fünf Meilen.«

»Vor einem Fußweg habe ich mich noch nie gescheut«, entgegnete mein Freund.

»Dann los.«

»Vielleicht finden wir auch ein Boot«, schwächte Suko ab.

»Also doch nicht zu Fuß.« Ich grinste.

Suko hob die Schultern. »Wenn es sich eben vermeiden läßt.«

»Meinst du, daß Shao in der Stadt steckt?« fragte ich.

»Bestimmt.«

Ich teilte Sukos Optimismus nicht. Im Film hatten wir ein völlig anderes Bild gehabt. Wir sahen jetzt kein graues Monster, kein blondes Mädchen, sondern nur diese unwirkliche Landschaft mit dem silbern schimmernden, an Quecksilber erinnernden Fluß.

Wir waren tatsächlich in einer anderen Dimension gelandet. In einer Parallelwelt, die von Dämonen und finsteren Mächten regiert wurde.

Nicht zum erstenmal war ich in eine solche Welt eingetaucht. Noch sehr gut erinnerte ich mich an mein schreckliches Erlebnis, als ich in einem Sarg lebendig begraben war. Es hatte damals einen Ausweg gegeben, aber der führte mich in eine Dämonenwelt, wo ich verdammt harte Abenteuer zu bestehen hatte.[3]

Mit viel Glück war ich dieser Welt wieder entronnen – aber jetzt? Würden Suko und ich dieses Glück ebenfalls wieder haben. Und auch Shao? Denn es stellte sich die große Frage, ob wir Shao überhaupt fanden. Dem ersten Eindruck nach zu schließen, schien das Land ziemlich groß zu sein. Und in einem großen Land gibt es zahlreiche Verstecke. Vielleicht mußten wir tage- oder wochenlang umherirren, um Shao zu finden.

Wie ich es auch drehte und wendete, ein Risiko blieb es auf jeden Fall.

Wir schritten am Flußufer entlang und hielten dabei Ausschau nach einem Boot. Suko hatte es besonders eilig.

Verständlich.

Der Chinese machte mich auch auf die fünf Punkte am Himmel aufmerksam.

Wir blieben stehen und legten unsere Köpfe in den Nacken. »Das sind Vögel«, sagte ich.

»Genau, und die Tierchen scheinen ziemlich groß zu sein.« Suko fürchte seine sonst so glatte Stirn.

»Rechnest du mit einem Angriff?«

Er nickte.

Wir gingen weiter und behielten auch die Tiere im Auge. Der Fluß

machte Schleifen und Kehren. Er strömte nicht auf direktem Weg seinem Ziel entgegen.

Sehr oft schaute ich hinüber zu der Turmstadt. Dabei hatte ich jedoch das Gefühl, daß die Entfernung gar nicht mehr schmolz. Die Stadt schien mir ebenso weit entfernt zu sein wie zuvor.

Eine optische Täuschung?

Oder war die Stadt etwa gar nicht existent? Bekamen wir hier eine Halluzination vorgegaukelt? Wir mußten mit allem rechnen. Gerade in diesen Reichen, wo Angst und Terror regieren. Hier war einfach alles möglich.

»Sie kommen näher!« Sukos ruhige Stimme unterbrach meinen Gedankenstrom.

Ich schaute nach oben.

Der Chinese hatte recht. Die fünf Vögel hatten sich in der Tat von der Stadt gelöst. Mit ihren scharfen Augen mußten sie uns erspäht haben, flogen in unsere Richtung, griffen jedoch nicht an und hielten auch die Höhe bei.

Über unseren Köpfen zogen sie Kreise.

Mir wurde mulmig. Ich schob meine Hand unter die Jacke und tastete nach der mit Silberkugeln geladenen Beretta. Sie steckte in der Halfter.

Ich war wieder etwas beruhigt.

Trotzdem gingen wir weiter. Allerdings ließen wir die Vögel dabei nicht aus den Augen. Fast bewegungslos hingen sie über uns. Geschöpfe, wie es sie auf der Erde nicht gab, das sah ich selbst aus dieser Entfernung.

Suko deutete nach vorn. »Sieht schlecht aus, John«, sagte er. »Wahrscheinlich fließt der Fluß direkt an der Stadt vorbei, und wir müssen ihn überqueren, um zu diesen Türmen zu gelangen.«

Ich schaute zum anderen Ufer hinüber. Der silbrig schimmernde Fluß war zwar nicht so breit wie die heimatliche Themse, aber hinüberspringen konnte man nicht. Im bisherigen Verlauf war er auch nicht einen Zoll schmaler geworden.

»Warten wir ab«, schlug ich vor. »Vielleicht wird er in unmittelbarer Stadtnähe schmaler.«

Suko nickte.

Ich aber wollte mir das Wasser einmal näher anschauen, ging zwei Schritte nach rechts und stand so günstig am Ufer, daß ich mich nur noch zu bücken brauchte, um meine Hände zu benetzen.

Ich steckte zwei Finger hinein.

Zuerst spürte ich eine angenehme Kühle. Es war auch ganz einfach, die Hand hineinzutauchen, doch zwei Atemzüge später bekam ich die Quittung.

Meine Finger brannten plötzlich, als hätte ich sie in eine Flamme

gehalten.
Hastig zog ich die Hand wieder hervor.
Knallrot waren die beiden Fingerspitzen angelaufen. Ich konnte die oberste Hautschicht leicht abreiben.
Verdammt auch. Dieses Flußbett beherbergte kein Wasser, sondern ein unbekanntes Zeug, das wie Säure ätzte.
Nur gut, daß ich eine Probe gemacht hatte.
Vor Gefahr Nummer eins war ich nun gewarnt.
Suko rettete mich vor der nächsten.
»Vorsicht, John, die Vögel!«
Ich warf mich herum.
Den Bruchteil einer Sekunde brauchte ich, um die tödliche Gefahr zu erfassen.
Zwei Vögel rasten wie kräftig geworfene Lanzen direkt auf uns zu!

***

Das Monster sah aus wie im Film.
Die graue Masse war in ständiger Bewegung. Sie floß ineinander, verteilte sich dann wieder, wurde breiter, mal länger, aber im Prinzip blieb doch immer ein menschlicher Körper erhalten.
Das Zyklopenauge leuchtete grün. Und Shao hatte das Gefühl, es würde bis in die Mitte ihrer Seele schauen.
Shao wich zurück. Sämtliche Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen. Ihre Blicke wanderten an der Gestalt entlang, und blieben an den Pranken des Ungetüms hängen.
Jede von ihnen war so groß, daß sie Shao mit einem einzigen Hieb zerschmettern konnte.
In der Größe maß das Monster etwa dreimal soviel wie ein ausgewachsener Mensch. Shao kam sich gegen diesen Riesen unsagbar klein, verloren und hilflos vor.
Nur das Mädchen hatte keine Angst.
Caroline ging auf das Monster zu. Dicht davor blieb sie stehen und lächelte. »Es ist eine Freundin von mir«, sagte sie. »Ich habe sie mitgebracht.«
»Für wen?«
Zum erstenmal hörte Shao die Stimme des Riesen. Und sie wunderte sich, daß sie die Sprache verstehen konnte.
»Ja, für dich«, antwortete Caroline.
»Dann kommt sie zu den anderen«, sagte das Monster.
»Warum? Sie ist meine Freundin. Ich habe sonst keinen in dieser Welt. Bitte, laß sie mir…«
»Es geht nicht. Der Auftrag muß erfüllt werden.«
»Kann ich dich nicht umstimmen?«
»Nein.«

Caroline Potter trat auf Shao zu. »Du siehst es, ich kann nichts für dich tun. Er braucht dich, und Belphegor will dich auch haben. Du kommst zu den anderen.«

»Eine fehlt mir noch«, sagte der Riese. »Eine letzte. Wenn sie bei ihnen ist, hat diese Welt ihren Auftrag erfüllt.«

Shao wußte plötzlich Bescheid. Zuerst hatte sie nicht daran glauben wollen, aber die letzten Worte hatten bei ihr sämtliche Zweifel beseitigt.

Sie sollte das gleiche Schicksal erleiden wie all die anderen Frauen zuvor.

Auch Caroline konnte sie nicht retten.

»Es tut mir leid«, sagte das kleine Mädchen. »Aber auch ich muß gehorchen.«

Das Monster lachte. »Ja, eine noch. Eine hat mir noch gefehlt. Jetzt bist du da.«

Caroline streckte Shao die Hand hin. »Ich sage schon auf Wiedersehen, Shao. Es war schön mit dir. Ich hätte dich gern behalten, aber es geht nicht…«

Vor Shaos Augen kreiste und schwindelte es. Sie hatte das Gefühl, im Boden versinken zu müssen. Das, was hier geschah, was sie sah, das durfte doch nicht wahr sein, das war doch alles nur ein Traum…

Caroline zog die Hand zurück. Sie ließ den Arm dabei fallen wie eine Gliederpuppe. Dann drehte sie sich zu dem grauen Monster um. »Sie gehört jetzt dir!«

Das Monster nickte, während Caroline zur Seite trat, einige Schritte ging, sich noch einmal umwandte, einen letzten abschiednehmenden Blick zurückwarf und dann hinter einem der Türme verschwand.

Das letzte, was Shao von ihr hörte, war ein leiser Kindergesang.

Dann war das Monster da.

Wieder drang aus seiner Stirn der grüne, bannende Strahl. Shao wollte noch ausweichen, doch sie schaffte es nicht mehr.

Der Strahl war schneller.

Wie ein Vorhang hüllte er sie ein. Der Schrei blieb Shao in der Kehle stecken. Sie stand plötzlich steif wie eine Statue, war mitten in der Bewegung erstarrt.

Der Riese trat an sie heran.

Seine gewaltigen Arme senkten sich nach unten, und seine riesigen Fäuste packten zu. Sie umklammerten Shaos Taille. Als wäre sie nur eine Feder, so leicht wurde sie hochgehoben.

Der Strahl verschwand.

Und damit auch die Starre.

Shao begann sich zu wehren. Sie schlug um sich, traf das Monster, erzielte aber keine Reaktion.

Unbeirrt näherte sich der Riese mit ihr dem Eingang eines Turms.

Immer näher kamen sie der Öffnung, und die Chinesin stieß einen gellenden, markerschütternden Schrei aus…

***

Der Vogel wurde unwahrscheinlich groß!

Er jagte heran, für einige Sekunden war ich von seinem Anblick regelrecht gebannt.

Dann aber wurde es Zeit.

Gleichzeitig mit Suko warf ich mich zur Seite, kam gut auf und rollte mich einmal um die eigene Achse.

Der Sturzflug des Horror-Vogels wurde kurz über dem Erdboden abgefangen. Dicht über mir erreichte er den tiefsten Punkt der Flugparabel, um dann wieder in die Höhe zu schießen.

Staub war von den gewaltigen Flügelschlägen aufgewirbelt worden und nahm mir die Sicht.

Ich kroch zur Seite, weil noch drei Vögel in der Luft hingen. Links von mir sah ich Suko wegrennen. Eines der Tiere folgte ihm. In Kopfhöhe jagte es über den Boden. Lautlos – ein pfeilschneller Tod.

»Suko!«

Ich schrie ihm die Warnung zu, und mein chinesischer Partner reagierte wie ein Uhrwerk. Er kreiselte auf der Stelle herum, ließ sich fallen, und dann schoß er.

Ich bekam nicht mehr mit, ob die Kugel getroffen hatte, da ich mich um den zweiten Vogel kümmern mußte, der mich angriff.

Er flog über den Fluß.

Es war schon ein faszinierendes Bild. Flach lag er in der Luft. Er erinnerte mich dabei an einen Düsenjet – aber er hatte es auf mich abgesehen.

Er wollte mich töten!

Ich zog die Beretta.

Visierte, zielte, legte meinen Zeigefinger um den Abzug und feuerte. Das Silbergeschoß raste aus dem Lauf und traf den Vogel im Flug. Mitten über dem Fluß.

Das Tier stoppte, als hätte es einen ungeheuren Schlag bekommen. Es flatterte noch einmal mit den großen Flügeln, stieß einen klagenden, fast menschlichen Laut aus und kippte dann weg.

Der tote Vogel verschwand im Fluß.

Irgendwie tauchte er noch einmal auf, da war jedoch von seinen Federn kaum etwas zu sehen.

Das ›Wasser‹ hatte sie aufgelöst.

Es wirkte in der Tat wie Säure. Dort wo der Vogel eingetaucht war, kochte und brodelte es. Grünlicher Qualm schwebte über dem Wasser, der bestialisch stank, als er in meine Richtung geweht wurde und die Nasenschleimhäute kitzelte.

Ich drehte mich.

Suko hatte auch den zweiten Vogel getroffen. Leblos lag er auf der staubigen Erde.

Aber noch waren drei andere da!

Sie warteten ab. Sie griffen uns nicht an. Wahrscheinlich hatte sie das Schicksal ihrer Kameraden zu sehr geschockt. Ich winkte Suko zu. Er grüßte zurück.

Dann ging der Chinese neben dem toten Vogel in die Knie und untersuchte ihn.

Ich schlenderte langsam auf meinen Partner zu. Hielt aber immer wieder den Himmel im Auge, denn diese Vögel waren blitzschnell da, und man sah sie oft gar nicht.

Neben Suko blieb ich stehen. Er blickte mich von unten her an und grinste. »Der Vogel mag dein Silber wohl nicht«, kommentierte er, »obwohl der Auflösungsprozeß sehr langsam vonstatten geht.«

Ich sah es selbst. Die Federn fielen zusammen. Die Haut wurde brüchig und alt, die Augen verloren ihren Glanz.

Der Vogel verging.

»Hast du so einen schon mal auf der Erde gesehen?« fragte Suko mich.

»Nein.«

Der Vogel hatte Ähnlichkeit mit einem Geier, jedenfalls dem Hals nach zu urteilen. Allerdings paßte dazu nicht der lange, spitze Schnabel. Er wirkte wie eine übergroße Schere. Das Gefieder schimmerte grauweiß, die Beine waren lang, die Zehen gekrümmt und mit spitzen Krallen bestückt.

Wir ließen den Vogel liegen. Suko hatte natürlich auch mitbekommen, was mit dem Tier geschehen war, das ich erledigt hatte.

»Ja, es ist in den Fluß gefallen«, sagte ich.

»Und das Wasser wirkt wie Säure.«

Ich lachte. »Du bist gut. Das ist kein Wasser, das ist Säure. Da bin ich ganz sicher.«

»Dann hüte dich, ein Bad zu nehmen.«

Ich grinste. »Gleichfalls.«

Wir gingen weiter. Hin und wieder warf ich einen Blick auf das silbern glänzende Wasser. Jetzt war ich froh dabei, daß wir kein Boot gefunden hatten.

Die Vögel begleiteten uns. Sie flogen in ziemlich großer Höhe, kreisten hin und her oder stießen krächzende Laute aus. Aber sie griffen uns nicht an.

Vielleicht suchten sie nach einer günstigen Stelle, um einen Angriff fliegen zu können. Aber wir waren auf der Hut. Diese verdammten Bestien würden sich blutige Köpfe holen.

Es war unnatürlich schwül in diesem Horrorland. Die Luft drückte, ich konnte kaum atmen. Sehr oft wischte ich mir den Schweiß von der Stirn. Vergeblich suchte ich eine Sonne. Sie mußte verdeckt liegen, und nur ihr Widerschein erhellte das Land.

Andere Tiere sahen wir nicht. Der Boden war kahl und mit einem graubraunen Staub bedeckt. Es gab kaum Vegetation, nur ein paar verdorrte Gräser, die hier und da wie lange Finger aus der Erde schauten und bewegt wurden, wenn wir an ihnen vorbeischritten.

Langsam näherten wir uns unserem Ziel. Die Türme wirkten längst nicht mehr so schlank wie aus der Entfernung gesehen, sondern breit und irgendwie klobig.

Auf mich jedoch machten sie einen drohenden, abweisenden Eindruck. Fast körperlich spürte ich die Gefahr, die von diesen Türmen ausging. Standen wir jetzt dicht vor der Lösung des Rätsels?

Ich stieß Suko an. »Spürst du es auch?« fragte ich.

Der Chinese nickte. »Ja, etwas ist seltsam. Wir werden verdammt auf der Hut sein müssen, John.«

Der Fluß machte einen Bogen nach rechts und entfernte sich von uns. Wir brauchten ihn also nicht zu überqueren, um in die Stadt zu gelangen.

Die geierähnlichen Vögel waren schon vorausgeflogen. Sie stachen hoch zu den Spitzen der Türme und ließen sich darauf nieder. Von ihrem Standpunkt aus hatten sie einen fantastischen Überblick. Auch uns konnten sie gut im Auge behalten.

Ich glaubte daran, daß sich dieses graue Monster hier irgendwo versteckt hielt. Die Frage war allerdings, in welchem der Türme. Sie waren auch nicht alle gleich groß, standen versetzt, und der höchste von ihnen stach mir besonders ins Auge. Er bildete so etwas wie einen Mittelpunkt in dieser Turmstadt.

Ich zeigte auf ihn. »Den sollten wir uns einmal genauer anschauen«, schlug ich vor.

Suko war einverstanden.

Um ihn zu erreichen, mußten wir zwischen den anderen Türmen hindurch. Jetzt sahen wir die Steine aus der Nähe. Es waren gewaltige Brocken, die man aufeinandergeschichtet hatte. Kein Mörtel hielt die einzelnen Steine zusammen, sie waren von einer urwüchsigen Kraft regelrecht aufeinandergepreßt worden.

Welche Bedeutung hatten sie?

»Da gibt es auch Eingänge«, sagte Suko.

Dieser Eingang gähnte uns wie eine Höhle entgegen. Er war dunkel, doch ich glaubte, etwas Helleres schimmern zu sehen, konnte mich allerdings auch täuschen.

Egal, wir würden es herausfinden.

Ich zog meine Beretta.

Plötzlich spürte ich Sukos Hand an meinem Arm. Hart faßten seine Finger zu.
»Was ist?«
Ich drehte mich, schaute in Sukos Gesicht und sah, daß es sehr blaß war. »Hast du den Schrei nicht gehört?«
»Nein.«
»Aber da hat jemand geschrien, John. Ich habe es deutlich vernommen. Ob das…«
Er dachte sicherlich an Shao, doch er kam nicht mehr dazu, den Namen auszusprechen, denn in diesem Moment hörten wir das helle Kindersingen, und einen Atemzug später löste sich die Gestalt eines Mädchens aus dem Schatten des Turms.
Es war Caroline Potter!

***

Unwillkürlich hielt ich die Luft an. Ich war sprachlos, und Suko erging es nicht anders.
Die Kleine kam auf uns zu. Das blonde Haar flatterte, die weißen Kniestrümpfe leuchteten. Alles kam mir so unwirklich, so irreal vor, daß ich mir über die Augen wischte, doch das Bild blieb, ich konnte es nicht verscheuchen.
Das Mädchen war da!
»Caroline«, sagte ich.
Sie hatte mich verstanden, obwohl ich leise sprach. Zwei Schritte vor uns blieb sie stehen. »Du kennst mich?« fragte sie.
»Ja.«
»Woher?«
»Ich habe mit deiner Mutter gesprochen.«
»Wann?« Sie lachte freudig.
Vorhin, wollte ich sagen, doch ich verschluckte die Bemerkung. Ich wußte selbst, wie sinnlos es war, denn der Zeitbegriff hatte in diesem Land eine andere Relation.
»Es ist noch nicht lange her«, erwiderte ich deshalb.
»Geht es ihr gut?« Carolines Augen leuchteten wie zwei Sterne.
»Ja, es geht ihr gut.«
»Daddy auch?« fragte Caroline.
»Ja, ihm auch. Aber er und deine Mutter haben große Sehnsucht nach dir, Caroline. Sie haben Angst, daß dir etwas passiert ist.«
»Nein, ich fühle mich wohl.«
»Wirklich?« Ich trat einen Schritt näher und streichelte dem Mädchen über das blonde Haar. Meine Beretta hatte ich rasch weggesteckt, ich wollte die Kleine nicht erschrecken.
Obwohl sie mir bestätigte, daß es ihr an nichts fehlte, war ich doch sehr skeptisch. In diesem Land konnte man sich einfach nicht

wohlfühlen, es sei denn, man heulte mit den Wölfen.
Tat Caroline das?
War sie vielleicht selbst kein Mensch mehr, sondern schon zu einem Dämon gemacht worden?
Ich schaute sie mir genau an. Ihr Blick zeigte keinerlei Hinterlist oder Mißtrauen. Sie blickte mir offen und klar entgegen.
Ich griff unter mein Hemd und holte das Kreuz hervor. Ich wollte die sogenannte Dämonenprobe machen. Schwarzblütler, die das Kreuz sahen, reagierten meist panikerfüllt. Sie konnten den Anblick des geweihten Silbers nicht ertragen, wandten sich ab oder flohen hastig. Berühren durfte sie das Metall erst recht nicht, denn das bereitete ihnen körperliche Schmerzen.
»Was hast du da?« fragte Caroline.
Ich ging in die Knie und legte ihr das Kreuz in die offene Hand.
»Oh, ist das schön«, flüsterte das Mädchen. »Darf ich es behalten, Sir?«
»Du kannst John zu mir sagen, Caroline, und das ist mein Freund Suko.«
»Hallo!«
Der Chinese mußte über die Unkompliziertheit des Mädchens lächeln.
Ich erhob mich wieder. Das Silber hatte sich erwärmt. In dieser Welt des Bösen reagierte das Kreuz entsprechend. Auf dieses Kruzifix verließ ich mich am meisten. Es zeigte an, wenn meine Feinde in der Nähe lauerten.
Caroline gehörte nicht zu diesen Bösen.
Aber sie wußte etwas über unsere Feinde, denn sie lebte mit ihnen zusammen.
Und ihr Wissen sollte sie mir mitteilen.
Ich schaute an den schmalen Schultern des Mädchens vorbei. Sah jedoch nichts Verdächtiges, sondern nur die riesigen Türme und die Staubschleier, die zwischen ihnen wie große Tücher hingen. Demnach mußten sich die anderen innerhalb der Türme befinden.
Auch Shao?
Ich begann, das Mädchen behutsam auszufragen. »Die Vögel tun dir nichts?«
»Nein, sie sind meine Freunde.«
»Die anderen auch?«
»Meinst du den grauen Riesen?«
Mein Blut floß plötzlich schneller durch die Adern. Jetzt hatte sie zum erstenmal dieses Monster erwähnt. »Ja, den grauen Riesen meine ich.«
»Er ist auch mein Freund.«
»Das ist fein, Caroline. Hast du sonst noch Freunde?«

»Die Zwerge.«
»Welche Zwerge?«
»Die in den Türmen leben.«
Suko und ich warfen uns einen raschen Blick zu. Waren wir dem Geheimnis dieses Landes jetzt ein Stück nähergekommen?
»In den Türmen leben also Zwerge. Und was machen sie dort?« forschte ich weiter.
»Sie warten auf den Meister.«
»Kennst du seinen Namen?«
»Ja, es ist Belphegor, und der Riese paßt auf, daß den Zwergen nichts geschieht.«
Jetzt wußten wir zu einem großen Teil Bescheid. Durch die wenigen Sätze, die uns das Mädchen gesagt hatte, war ein Teil des Schleiers gerissen.
»Frag sie nach Shao«, flüsterte Suko mir zu.
Das Mädchen hatte Sukos Worte vernommen und gab auch eine Antwort. »Ja, Shao ist hier.«
Suko sprang einen Schritt vor. Er faßte die Kleine an beide Schultern. »Wo ist sie? Sag es mir!«
»Im Turm.«
»In welchem?«
Sie drehte sich halb und zeigte auf den größten, der den Mittelpunkt bildete. »Dort könnt ihr sie finden. Aber der Riese wird es nicht zulassen, er braucht Shao.«
»Wofür braucht er sie?« fragte ich.
»Sie ist die letzte. Der Riese will seinen Auftrag erfüllen.«
Mir kam ein schrecklicher Verdacht. »Was geschieht mit ihr?«
»Sie wird eine Zwergin – wie die anderen.«

***

Shao kämpfte verzweifelt gegen das Monster an. Doch es war vergeblich. Der graue Riese war zu stark. Mit seinen mörderischen Pranken hielt er Shao fest und drückte zu. Er gab ihr keine Gelegenheit, um sich zu schlagen. Shao kam sich vor, als würden ihre Arme von einer Stahlfessel gehalten.
Sie schrie um Hilfe.
Doch die Schreie wurden von den Wänden des Turms regelrecht aufgesaugt, so daß auch dies nichts nutzte.
Die Chinesin war verloren.
Apathisch sackte sie in den Armen des Riesen zusammen. Sie wurde schlaff.
Das Monster ließ sie zu Boden gleiten und stieß ein zufriedenes Grunzen aus.
Das letzte Opfer war ihm sicher.

Jetzt konnte es nicht mehr entkommen.
Caroline hatte es gebracht. Sie konnte zwischen Gut und Böse nicht unterscheiden. Für sie war das eine ebenso normal wie das andere.
Das Monster lachte.
Es richtete sich zu seiner vollen Größe auf und schaute sich innerhalb des Turms um.
Die Wände verbreiteten ein düsteres grünliches Glosen. Das Licht strich auch über die mumienhaften Zwergengestalten, die aufgereiht an der Wand standen und deren Augen haßerfüllt funkelten.
Aber nicht nur die Zwerge befanden sich im Innern des Turmes, sondern auch ein Gerät, das an einen übergroßen Krug erinnerte. Er war schwarz in der Grundfarbe, doch wenn man näher herantrat, sah man die gräßlichen grünen Fratzen schimmern, die auf die Seiten des Krugs gemalt waren.
Die Öffnung war groß genug, damit auch ein Mensch hindurchpaßte. Aus ihr strömten grüne Dämpfe, die über der Öffnung zerfaserten und sich im Raum verteilten, wobei sie einen penetrant süßlichen Geruch verströmten. Er erinnerte Shao an den Nebelgeruch, den sie im Kino wahrgenommen hatte.
Das Monster mit dem Zyklopenauge bückte sich, streckte die Arme aus und hob Shao hoch.
Wieder wehrte sich die Chinesin. Sie drosch ihre Fäuste gegen den riesigen grauen Leib, doch es war wie bei einem Kampf zwischen Maus und Elefant. Shao konnte nicht gewinnen.
Sie verlor den Boden unter den Füßen, wurde gedreht und schwebte im nächsten Augenblick über der Öffnung des Krugs.
Der Nebel traf sie jetzt konzentriert. Die Dämpfe raubten ihr den Atem, ließen sie schwindeln.
Die anderen Zwerge stimmten ein widerliches Gelächter an. Plötzlich hörte Shao ihre Stimmen.
»Die letzte… die letzte… Belphegor wartet, wir kommen… die letzte ist da…«
Das Monster ließ sie los.
Shao rutschte in die Öffnung. Sie merkte kaum, daß sie mit den Füßen aufprallte, so sehr hatte der Nebel bereits ihr Bewußtsein geschwächt und ihre Sinne getrübt.
Shao schaute aus der Öffnung. Sekundenlang stand sie ganz still.
Dann aber begann das Kribbeln an ihren Beinen. Tausend Finger schienen über die Haut zu streichen, sie zu massieren und gleichzeitig zusammenzupressen.
Shao verdrehte die Augen. Das Weiße trat hervor, ihr Blick wurde starr.
Die Magie begann zu wirken.
Shao wurde von Sekunde zu Sekunde kleiner. Ihr Kopf verschwand in

der Öffnung. Die Chinesin war dabei, eine Zwergin zu werden…

***

Suko und mich hielt nichts mehr auf unseren Plätzen. Das Mädchen hatte uns den Weg gewiesen.

Jetzt wollten wir den Turm stürmen.

Aber da waren noch die gefährlichen Vögel. Sie sahen ihren Herrn in Gefahr, stürzten sich von den Rändern der Türme herab und griffen uns an.

Drei Gegner – wir waren zwei.

»Auseinander!« schrie ich Suko zu, und wir spritzten nach verschiedenen Seiten weg.

Im Sturzflug schossen die Biester heran, wie schon beim ersten Angriff.

Und dann teilten sie sich, wischten nach drei Seiten auseinander und bildeten eine regelrechte Angriffsformation.

Suko und ich gaben Fersengeld.

Wir hetzten jeder auf zwei verschiedene Türme zu und warfen uns durch die offenen Eingänge.

Ich fiel dabei zu Boden, kam aber gut auf und rollte mich über die Schulter ab.

Dabei spürte ich noch den Luftzug, so dicht wischten die Vögel an mir vorbei, denn zwei von den Biestern hatten es auf mich abgesehen. Ich kreiselte herum und zielte nach draußen. Ein Vogel hockte auf dem Boden.

Ich feuerte.

Die Kugel stieß ihn zurück. Er schlug noch ein paarmal mit den Flügeln und verging.

Einen halben Schritt traute ich mich weiter vor. Draußen hörte ich das Krächzen der Killer-Vögel. Im Moment hatten sie sich im toten Winkel verzogen, dann aber wischte ein Schatten am Eingang vorbei.

Ich drückte ab, fehlte, da der Vogel zu schnell war.

Warum griff Suko nicht ein? Ich wunderte mich, denn normalerweise hätte er schon längst schießen müssen.

Zeit, um mir darüber lange Gedanken zu machen, hatte ich nicht. Auf allen vieren kroch ich voran, bis ich den Ausgang erreicht hatte. Vorsichtig warf ich einen Blick nach links und den nächsten nach rechts.

Nichts zu sehen.

Die Vögel hatten sich versteckt.

Sie befanden sich in einer besseren Lage, konnten in die Luft steigen und sich vor meinen forschenden Blicken verbergen.

Ich hatte in den letzten Sekunden keine Gelegenheit gehabt, mich im Innern des Turms umzusehen, alles war viel zu schnell gegangen,

obwohl ich mir die Zeit hätte nehmen müssen, denn für dieses Versäumnis bekam ich prompt die Quittung.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein Schaben.

Gefahr!

Gelegenheit mich herumzuwerfen, bekam ich nicht mehr. Etwas sprang mich an. Ich wurde nach vorn katapultiert und spürte einen heißen, widerlichen Atem in meinem Nacken.

Wie ein Betrunkener stolperte ich nach draußen, versuchte, den Fall noch abzufangen, glitt aber aus und fiel hin.

Diese Chance nutzten die Vögel.

Urplötzlich waren sie da.

Einen Yard über den Boden zischten sie heran, und wie zwei Pfeile rasten sie auf mich zu.

Im nächsten Moment hörte ich Sukos markerschütternden Schrei, sah auch das graue Monster, und dann überstürzten sich die Ereignisse…

***

Der Film lief.

Betty Potter hatte vergessen, den Apparat auszustellen. Sie selbst hockte in der letzten Reihe, starrte aus tränennassen Augen auf die Leinwand und bekam von der Handlung doch nichts mit. Sie kannte den Film, und er widerte sie an.

Betty Potter schaute zu Boden, sie legte die Hände gegeneinander und tat das, was sie schon lange nicht mehr gemacht hatte.

Sie betete.

Die Frau vergaß ihre Umwelt völlig. Sie wußte auch nichts davon, was in der anderen Dimension geschah und bemerkte nicht, daß der Mann, den sie unter dem Namen Gray kannte, mit seinem Zerstörungswerk begann. Er hatte sein Ziel erreicht und brach sämtliche Brücken hinter sich ab.

Plötzlich zuckten kleine Flammen auf und hatten im Nu einen Kranz aus Feuer um die Leinwand gelegt.

Belphegor vernichtete seine Spuren, und es war ihm egal, ob Menschen dabei starben.

Ein Dämon hatte kein Gewissen…

***

Vehement stürzte Suko in das Innere des Turms. Auch ihn hatte der Riesenvogel nur um Haaresbreite verfehlt. Suko hatte kurz zuvor noch eine rasche Drehung gemacht, rutschte dann aus und fiel auf sein rechtes Knie.

Doch der Chinese stand sofort wieder auf den Beinen. Er wollte schon zum Eingang laufen, als er das Monster sah.

Abrupt blieb mein Freund stehen.

Er und der Riese starrten sich an.

Das Monster stand neben einem hohen Tonkrug, der schwarz gestrichen war und an den Wänden seltsame Symbole aufwies. Magische Zeichen, mit denen Suko im Augenblick nichts anfangen konnte, die ihn aber auch nicht sonderlich interessierten. Er hatte jetzt andere Dinge im Kopf. Suko mußte sich voll und ganz auf die Gegenwart konzentrieren.

Der graue Riese und er starrten sich an.

Suko war wahrhaftig kein Schwächling, aber gegen dieses Monster kam er sich hilflos und verloren vor. Es war genau die Gestalt, die er auch zu Beginn des Films gesehen hatte.

Grauenhaft…

Das Zyklopenauge des Untiers strahlte grün. Suko schaute in das Auge hinein.

Das Innere war nicht ruhig, sondern bestand aus einer gallertartigen Masse, die sich laufend bewegte. Sie war voller Unruhe, floß hin und her, kreiste und pulsierte. Mit diesem Auge nahm das graue Monster all das wahr, was um ihn herum vorging.

Kühl lag die Beretta in Sukos Hand.

Aber noch zögerte der Chinese zu schießen. Er wollte wissen, was mit Shao geschehen war.

»Wo ist sie?« peitschte Sukos Stimme.

Das Monster gab keine Antwort. Nur der unförmige Körper selbst bewegte sich. Die Beine plusterten sich auf, das gleiche geschah mit den Armen.

»Ich will wissen, wo Shao ist?« schrie Suko.

Er bekam abermals keine Antwort.

Der Chinese hob den Arm mit der Waffe. »Lange warte ich nicht mehr!« zischte er.

Da fegte plötzlich der giftgrüne Strahl aus dem Auge. Suko hatte mit ähnlichem gerechnet und sprang zur Seite. Es war eine blitzschnelle, traumhaft sichere und tausendmal einstudierte Bewegung, die einem Karatekämpfer in Fleisch und Blut überging.

Der Strahl verfehlte ihn, aber Suko hatte freies Schußfeld und drückte ab.

Der Schuß war kaum zu hören. Man konnte meinen, Suko hätte mit einem Schalldämpfer geschossen, so stark wurden die Echos von den Wänden verschluckt.

Die Kugel traf auf das Monster, doch der graue Leib nahm sie ohne Schaden auf.

Silberkugeln konnten dem grauen Riesen nichts anhaben. Nicht, wenn sie seinen Körper trafen.

Und wieder kam der grüne Strahl.

Ein Hechtsprung brachte Suko nach rechts. Der Strahl wischte an ihm vorbei und traf den großen Krug. Er riß aber auch die an der Wand

stehenden Zwerge aus der Dunkelheit und übergoß die mumifizierten Gesichter mit einem geisterhaft fahlen Schein.

Suko hielt den Atem an.

Er sah jetzt zum erstenmal die Zwerge, und eine Gänsehaut jagte über seinen Rücken, als er daran dachte, daß diese kleinen mumifizierten Gestalten einmal Menschen gewesen waren.

Doch das war nun vorbei.

Für Suko hatte der Schrecken noch kein Ende.

Er wunderte sich, daß das Monster nicht angriff. Bald kannte er den Grund.

Aus dem Innern des Krugs ertönte ein gräßliches Kratzen und Schaben. Dann erschien eine Hand.

Die Haut war welk, zusammengeschrumpft. Sie wirkte in ihrem Aussehen und in ihrer Farbe wie eine alte Kartoffel. Fingernägel umkrallten den Rand des Kruges, ein Kopf tauchte auf.

Das Gesicht!

Schaurig sah es aus. Lappig hingen die Lippen nach unten. Haut spannte sich über den hochstehenden Wangenknochen und sah aus wie eine Pergamentschicht. In den Augen loderte das Böse, der Haß auf alles, was anders war.

Sukos Herz schlug schneller. Seine Augen weiteten sich. Er wollte es nicht wahrhaben, und doch gab es keinen Zweifel.

Der Zwerg, der dort aus dem Krug kroch, war Shao!

Suko hatte das Gefühl, der Boden würde sich unter seinen Füßen öffnen. Schweiß bedeckte seine Stirn. Die Knie wurden ihm weich. Er bekam kaum noch Luft.

»Shao…«, ächzte er mit der Stimme eines alten Mannes.

Die Chinesin kicherte. »Töten!« kreischte sie. »Wir werden sie töten. Alle werden wir töten…!«

Und die anderen Zwerge fielen in dieses Kreischen mit ein. Sie vollführten ein Höllenspektakel, lösten sich von der Wand und hüpften auf Suko zu.

Auch das Monster sah seine Zeit für gekommen.

Es griff ebenfalls an. Zwei gewaltige Arme wollten den Chinesen umfassen, doch Suko tauchte instinktiv unter dem Griff hinweg. Auf dem Absatz machte er kehrt, stieß einen gellenden Schrei aus und verließ mit Riesenschritten den Turm des Grauens.

Das Monster nahm sofort die Verfolgung auf. Diese Beute wollte es nicht entkommen lassen…

***

Mit dem Gesicht zuerst fiel ich auf die Erde. Ich schmeckte den Staub auf meinen Lippen und spürte, wie er zwischen den Zähnen knirschte. Doch das waren alles Dinge, die ich mehr im Unterbewußtsein

registrierte. Wichtig war für mich das Überleben.

Und das war schwer genug.

Der Druck in meinem Nacken wurde zum Glück nicht stärker. Wahrscheinlich waren die Kräfte des Biests erschöpft.

Ruckartig stemmte ich mich hoch.

Hinter mir hörte ich einen wütenden Schrei, und als ich mich schnell bewegte, fiel das Etwas zu Boden. Mir blieb jedoch keine Zeit, um nachzusehen, wer da in meinem Nacken gehangen hatte, denn die verdammten Vögel hatten mich fast erreicht.

Ich hörte sie bereits über mir. Die Waffe hochzureißen und zu schießen, dazu blieb mir keine Zeit mehr. Ich konnte mich nur durch einen gewagten Sprung zur Seite retten.

Auch nicht völlig.

Die Biester waren zu nah.

Ihre langen Krallen fetzten über meine Schulter. Der Stoff riß, und ich spürte ein Brennen auf der Haut. Gleichzeitig wurde ich zurückkatapultiert und ein Stück durch den Staub gezogen, denn die verfluchten Krallen hatten sich festgehakt.

Ich drehte den Arm, schoß und traf.

Wild flatterte der Vogel mit seinen Flügeln, und ich hatte Glück, daß ich von einer der Schwingen nicht voll am Kopf getroffen wurde. Sie wischte an mir vorbei und ließ die Haare flattern.

Der Vogel verging.

Blieb noch einer.

Und der kam im Sturzflug.

Wie eine Kampfmaschine raste er aus dem grauen Himmel. Er würde mich ungespitzt in den Boden schlagen, wenn ich nicht flüchtete. Und ich kam weg. Im letzten Augenblick sprang ich zur Seite.

Der Vogel rauschte hautnah an mir vorbei und raste mit dem Schnabel zuerst in den Boden.

Es gab einen dumpfen Laut, der jedoch vom trockenen Bellen meiner Beretta übertönt wurde.

Mit einem Schuß vernichtete ich dieses Horrorwesen.

Vor den Vögeln hatte ich Ruhe.

Ich drehte mich im Kreis.

Von dem unbekannten Wesen, das mich rücklings angesprungen hatte, sah ich nur den Schatten, wie es wieder in den Turm hineinhuschte und sich versteckte. Ich konnte mich auch nicht lange um die Verfolgung kümmern, denn Suko befand sich in äußerster Bedrängnis.

Er kämpfte mit dem Monster.

Suko, mit körperlichen Kräften wirklich über das Normalmaß hinaus ausgestattet, war in die Defensive gedrängt worden. Er hatte der dämonischen Kraft des Riesen nichts entgegenzusetzen. Soeben fegte

ihm das Monster mit einem gewaltigen Schlag die Pistole aus der Hand. Wenige Schritte von Suko blieb sie im Staub liegen.

Ich feuerte auf das Monster.

Aus dieser Entfernung war es gar nicht zu verfehlen, aber es schluckte die Kugel als wäre sie nur eine harmlose Pille.

Auch eine zweite machte ihm nichts.

Dann hatte ich mich verschossen.

Ich holte das Reservemagazin aus der Tasche und rannte auf die Kämpfenden zu. Während des Laufens lud ich nach. Suko war zu Boden gedrückt worden.

Er wehrte sich noch, versuchte, sich das Untier mit gezielten Karateschlägen vom Leib zu halten, doch er hätte ebensogut gegen eine Gummiwand hämmern können.

Da war nichts zu machen.

Dann hatte ich die beiden erreicht.

Mein Schrei machte den grauen Riesen auf mich aufmerksam.

Das Monster drehte den Kopf.

Es präsentierte mir sein grünes Zyklopenauge. Die Idee kam mir innerhalb von Sekundenbruchteilen. Ich machte es wie damals bei der Riesenmumie, zielte auf das Auge und schoß.[4]

Das geschah genau in dem Moment, als es seinen bannenden Strahl aktivierte.

Die Kugel jedoch war schneller, sie traf haargenau ins Ziel.

Im nächsten Moment schien die Welt unterzugehen.

Das Monster stieß ein mörderisches Gebrüll aus. Es drehte sich um die eigene Achse und schrumpfte plötzlich von einer Sekunde zur anderen zusammen.

Immer kleiner wurde es, während das Gebrüll leiser wurde.

Das Monster war vernichtet, aber auch diese Schreckenswelt begann in den Grundfesten zu zittern.

Ich vernahm überdeutlich das Knacken und Knirschen.

Rasch warf ich einen Blick auf die Türme.

Sie wankten. Dicke Risse hatten sich im Mauerwerk gebildet. Die ersten Steine fielen nach unten und krachten schwer zu Boden. Wenn wir nicht erschlagen werden wollten, mußten wir zusehen, daß wir hier wegkamen. Egal, wohin.

»Suko!« Meine Stimme hallte ihm entgegen.

Der Chinese schaute mich an und schüttelte den Kopf. In seinen Augen flackerte die Panik.

»Komm endlich!« brüllte ich, während dicht neben mir ein Stein zu Boden klatschte.

»Nein, Shao! Sie ist im Turm. Sie ist…«

»Ich weiß, was sie ist, Suko. Wir können uns jetzt nicht um sie kümmern, wir müssen weg!«

Suko schüttelte den Kopf.
Er wollte auf den Turmeingang zurennen, doch da kamen die Zwerge schon heraus.
Shao an der Spitze.
Auch ich wurde geschockt. Sie war kein Mensch mehr, sondern zu einem Dämon geworden. Schrecklich funkelten ihre Augen. Ein anderer leitete und führte sie.
»Shaoooo…!« Suko schrie den Namen seiner Freundin und rannte auf sie zu.
Ich startete ebenfalls, kürzte den Weg ab. Ich wollte Suko nicht in sein Unglück laufen lassen.
Wir trafen auf halber Strecke zusammen.
Er wollte mich von sich schleudern, doch ich holte aus und hämmerte ihm meine Linke unter das Kinn.
Dieser Schlag war selbst für Suko schwer zu verdauen. Ich selbst wurde von der Wucht nach vorn geworfen und torkelte.
Suko aber fiel hin.
Die Zwerge gingen an uns vorbei.
Auch Shao. Sie würdigte Suko mit keinem Blick. Es mußte ihn schrecklich treffen. Er setzte sich auf, und ich sah, daß Suko weinte. Ein Schauer rann mir über den Rücken.
Was wir in diesen Sekunden erlebten, war unbeschreiblich.
Ich reichte Suko die Hand. »Komm hoch!«
Er schaute mich an, begriff, faßte zu und stand auf den Füßen. Das Krachen und Knirschen wurde stärker.
»Wir müssen hier weg, Suko!«
Er nickte nur.
Mit Suko war im Moment nicht viel anzufangen. Ich mußte ihn stützen, damit er überhaupt weg konnte.
Er flüsterte immer nur Shaos Namen, und jedes Wort tat auch mir in der Seele weh.
Wir taumelten weiter.
Weg aus der Stadt.
Plötzlich sahen wir vor uns eine Gestalt.
Es war Caroline.
Sie stand inmitten des Trümmerregens und hatte die Arme ausgebreitet. An sie hatte ich wirklich nicht mehr gedacht. Ich ließ Suko los und rannte zu ihr.
»Tot!« schrie sie mir entgegen. »Sie sind alle tot. Du hast sie umgebracht!«
Staub hüllte sie ein, als donnernd der erste Turm zusammenstürzte.
Ich keuchte und hustete.
Dann hatte ich sie erreicht.
»Laß mich!« brüllte sie mich an, als ich nach ihr greifen wollte. Ich

erschrak, als ich in ihre Augen sah.
Darin leuchtete der Wahnsinn.
Caroline war nicht mehr normal.
Ich packte sie kurzerhand am Arm und rannte mit ihr zurück.
Suko lief schon vor. Während hinter uns der zweite Turm zusammenkrachte, verließen wir flüchtend die Stadt, erreichten auch das freie Gelände und blieben stehen, als ein gewaltiges Brausen ertönte.
Der Himmel verdunkelte sich, wurde schwarz wie die Nacht, und plötzlich erschien die riesige Fratze des Schwarzen Tods und davor das Gesicht von Belphegor.
Nur für eine Sekunde, dann waren beide Gesichter verschwunden.
Ich aber wußte Bescheid. Nicht nur Belphegor zog hier die Fäden, sondern mein Erzfeind, der Schwarze Tod, mischte ebenfalls mit.
Die Dunkelheit fiel wie eine Decke herab.
Suko und ich schauten uns an.
Ich las die Frage in seinen Augen und wußte auch keine Antwort, wie wir dieser Hölle entkommen sollten.
Da brach vor uns die Erde auf.
Eine Feuerlohe spritzte daraus empor, breit wie ein Fußballfeld. Sie versperrte uns den Rückweg.
Ich versuchte eine letzte Möglichkeit.
Mein Kreuz.
Mit der freien Hand streifte ich es mir über den Kopf. Es strahlte plötzlich auf, und als aus dem Himmel vom Widerschein des Feuers ein schaurigschönes Gemälde wurde, rief ich in meiner großen Not die Namen der vier Erzengel.
Gabriel, Raffael, Michael und Uriel!
Plötzlich umgab uns ein heller silberner Kranz: Im gleichen Moment sah ich vier Hände, die sich aus dem Nichts herausstreckten, fühlte mich plötzlich federleicht – und dann riß der Faden…

***

Ich schwebte.
Das Feuer, es war vorbei – oder?
»John!«
Das war Sukos Stimme.
Jemand zerrte an meinem Arm. Ich riß weit die Augen auf und sah vor mir eine Flammenwand. Der beißende Qualm drang in meine Augen und in die Kehle.
Ich hustete.
Dann riß mich Suko zur Seite. Ich stolperte voran, spürte, wie die Flammen nach mir griffen – und war hindurch.
Wir befanden uns im Kino.

Es brannte lichterloh!
Von Ferne hörte ich ein bekanntes Geräusch. Das Jaulen der Feuerwehrsirenen.
Automatisch begann ich zu laufen. Aber ich rannte nicht allein. Ich zog das Mädchen neben mir her. Dicke Rauchschwaden vernebelten die Sicht. Trotzdem sah ich, wie Suko plötzlich in einer Reihe verschwand. Als er zurückkam, hielt er eine Gestalt auf seinen Armen.
Mrs. Potter!
Er hatte sie gerettet.
Wir taumelten dem Ausgang zu.
Luft! Ich bekam keine Luft mehr. Dann sah ich die ersten Uniformen. Hilfreiche Hände streckten sich uns entgegen. Ich wollte lachen, schreien vor Freude, doch aus meiner Kehle drang nicht einmal mehr ein Krächzen.
Die Knie gaben mir nach.
Ich brach zusammen – und wurde ohnmächtig.

***

Wir waren gerettet, aber der Fall hatte schlimm geendet. Mit Suko saß ich Stunden später beisammen. Caroline war in eine Klinik gebracht worden. Ihr Geist hatte die Ereignisse nicht überstanden. Caroline war wahnsinnig geworden.
Ich durfte gar nicht darüber nachdenken. Und vor allen Dingen nicht über Shao.
Wir hatten sie verloren.
Suko war schweigsam geworden. Auch ich bekam kaum ein Wort heraus. Als ich in den Spiegel schaute, sah ich mein Gesicht. Es war um Jahre gealtert. Noch nie hatten wir solch eine Niederlage einstecken müssen.
Wie wir gerettet worden waren, wußte ich nicht. Es mußte irgendeine Gegenkraft gegeben haben, die uns aus dieser Hölle herausholte. Wahrscheinlich war diese Dämonenwelt, in der wir uns befunden hatten, völlig zusammengebrochen.
Belphegor hatte ja sein Ziel erreicht.
Und der Schwarze Tod ebenfalls.
»Ob ich sie noch einmal wiedersehen werde?« fragte Suko mit kaum zu verstehender Stimme.
Ich schaute ihn an. Sukos Gesicht wirkte grau wie Asche. »Vielleicht«, erwiderte ich.
»Aber dann wird sie nicht mehr so sein wie früher. Sie ist eine Zwergin geworden«, flüsterte Suko. »Wenn ich mir das vorstelle, John, dann ist…«
»Denk nicht daran.«
»Du hast gut reden…«

Ich konnte Suko verstehen. Aber was sollte ich ihm sagen? Wie sollte ich ihn trösten? Die andere Seite hatte ihm das Liebste genommen, was er besaß. Da konnte ihm ein anderer keinen Rat geben. Auch wenn er sein bester Freund war.

Doch eins war sicher.

Belphegor hatte etwas vor. Irgendwann würden wir wieder von ihm hören. Das Kino war bis auf die Grundmauern abgebrannt. Diesen Stützpunkt brauchte er nicht mehr. Aber er würde irgendwo anders zuschlagen. Und dann kam es sicherlich auch zu einer Begegnung mit Shao.

Nur stand sie uns dann als Feindin gegenüber.

Vor dieser Begegnung hatte ich jetzt schon Angst…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 50 »Der Gelbe Satan «

[2]Siehe Gespenster Krimi Nr. 188 »Der Hexer mit der Flammenpeitsche«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 12 »Lebendig begraben«

[4]Siehe John Sinclair Nr. 28 »Insel der Seelenlosen«